

#10

EIN SICHT EN

2 Verlage
2 Programme
1 Magazin



Bruno Schelling gilt seit dem 1. Juni 2012 als vermisst (siehe S. 15)

Seite 4

Immer weiter, zwischen Zürich und zu Haus

Eine Lobeshymne auf den
Liedermacher Reinhard Mey
zum 80. Geburtstag



Seite 7

Aufbewahren, um loszulassen

Über den (literarischen)
Umgang mit Aufzeichnungen
verstorbenen Verwandter.
Ein Essay

Seite 10

Fenster und Aussichten

Über die Tücken des Über-
setzens, kroatische Fluchwörter
und starke, lange Brücken

Seite 12

Vom »schön Ha« und »Daten auf dem Dorf«

Ludwig Hasler und Samantha
Zaugg im Wortwechsel über
Neid, Wurst, Wohnen im Alter
und Partnerschaft

Seite 14

Über existenzielle Lebensmomente

Gegenstände, die aus der Zeit
gefallen sind. Ein Bruder, der
unauffindbar ist. Das Thema
»verlassen« ist vielfältiger, als es
auf den ersten Blick scheint.

Seite 16

Wie aus dem Plan eines Opern- librettos »nur« ein Buch wurde

Für Freuden und Leiden,
für Liebe und Lust erweiterte
J.S. Bach unserer Affekte so wie
kein anderer. Weshalb schrieb
er trotzdem keine Oper?

Seite 18

Auf den Spuren einer vergessenen Ballerina

Der Tänzer Thierry Jaquemot
hat Flora Fabbri wiederent-
deckt.

Seite 20

»It's a people's business«

Was macht eigentlich ...?
Christian Jungen, Artistic Direc-
tor des Zurich Film Festival



Seite 22

Die Natur ist eine Meisterin der Sinne

Eine Dichterin und ein Lyriker
über ihre Beziehung zur Natur

EIN SICHT EN





Einsichten #10

Je nach Quelle werden wir mit 3000–13 000 Werbebotschaften pro Tag konfrontiert. Eine unglaubliche Menge. Vor zehn Jahren stand bei uns im Verlag deshalb plötzlich die Idee im Raum, in Ergänzung zu unserer Verlagsvorschau ein Verlagsmagazin zu gestalten. Selbstverständlich soll es in diesem auch um unsere aktuellen Bücher gehen. Mit dem Magazin wollen wir aber nicht primär werben wie mit der Vorschau, sondern vor allem erste »Einsichten« zum Thema der Bücher geben in Form von Interviews und zusätzlichen Texten, die für sich selbst stehen und Informationen vermitteln, anregender Lesestoff sind. Ein weiteres Anliegen ist es uns, Ihnen einen Einblick in das Büchermachen selbst zu geben.

Befeuert durch die vielen positiven Rückmeldungen auf die letzten neun Ausgaben, liegt nun bereits das 10. Magazin in Ihren Händen. Und auch dieses Mal können wir Ihnen eine breite Palette an »Einsichten« und prominenten Autor:innen präsentieren: So fragt sich zum Beispiel Iso Camartin, weshalb J. S. Bach keine Oper schrieb, Michael Schneider nähert sich via dessen Songs dem Liedermacher Reinhard Mey.

Ambros Uchtenhagen und Ruth Dreifuss erinnern sich an die Pionierzeit einer neuen Schweizer Drogenpolitik vor 30 Jahren. Die Schriftstellerin Ruth Schweikert erzählt im Gespräch über ihren Umgang mit ihrer Krebskrankheit. Ludwig Hasler und Samantha Zaugg tauschen sich über »Jung & Alt« aus, Karl Rühmann schreibt über die Tücken des Übersetzens.

Sie sehen, die Beiträge sind vielfältig. Das ist es auch, was uns an unserer täglichen Verlagstätigkeit gefällt: dass wir uns immer wieder mit neuen Themen und Autor:innen auseinandersetzen dürfen. Wir hoffen, Ihnen mit unserer Jubiläumsausgabe diese Freude vermitteln zu können, und wünschen Ihnen eine gute Lektüre!



Anne Rüffer und Team

links: Die Cover unserer ersten neun Ausgaben. Alle Magazine können als PDF heruntergeladen oder online durchgeblättert werden: www.ruefferundrub.ch/verlagsmagazin



Immer weiter, zwischen Zürich und zu Haus

80 Jahre alt wird er am 21. Dezember: der legendäre deutsche Chansonnier Reinhard Mey. Mey komponiert und singt noch immer - auch diesen Herbst auf einer großen Tournee. Sein musikalisches Universum ist thematisch breit gespannt und zeigt ihn, weit über seinen Hit »Über den Wolken« hinaus, als sensiblen Beobachter seiner Zeit, als Mahner, Kritiker und Pazifist. Das Buch »Meylensteine« ist eine Annäherung an Mey und das Geheimnis seiner Musik.

Ende April war es, als Reinhard Mey zu den Erstunterzeichnern eines von Alice Schwarzer initiierten offenen Briefes an Bundeskanzler Olaf Scholz zählte. Der Brief forderte, keine schweren Waffen an die Ukraine zu liefern, um keine weitere Eskalation auszulösen. Und er forderte einen Kompromiss, um angesichts des unsäglichen Leids des russischen Angriffskriegs rasch einen Frieden zu ermöglichen. »Es gilt, bei allen Unterschieden, einen weltweiten Frieden anzustreben«, heißt es in dem Manifest. Den Erstunterzeichnern schlug heftiger Gegenwind entgegen, ihnen wurde Naivität vorgeworfen. Die Tragödie in der Ukraine dauert seither an, und sie hinterlässt nur Zerstörung, Vertreibung und Tod. Doch die Utopie, an Frieden zu glauben, die Utopie, Frieden einzufordern – wer sollte es tun, wenn nicht die Kunst? Und Reinhard Mey ist in dieser Hinsicht seit Jahrzehnten konsequent: Keine Waffen produzieren, keinen Kriegsdienst leisten, »Die Waffen nieder« (so der gleichnamige Liedtitel von 2004 nach dem Motto der Friedensaktivistin Bertha von Suttner).

Reinhard Meys 1994er-Album »Immer weiter« ist zweifellos ei-

nes der besten in der 55-jährigen Karriere des Liedermachers. Eines der Lieder auf diesem Album trägt den schlichten Titel »Frieden«, und Mey beginnt zu singen: »Dein Bild in den Spätnachrichten, wimmernder, sterbender Soldat. / Eine Zahl in den Kriegsberichten, ein Rädchen im Kriegsapparat, / für einen Schachzug zerschossen und für ein Planquadrat im Sand, / für einen Wahn hast du dein Blut vergossen / und immer für irgendein gottverdammtes Vaterland!« Es sind, so Mey, immer die Kinder des Krieges, die den Preis zahlen – ob »von Belfast bis Soweto, von Sarajevo bis Beirut«. Mey schildert dies in den Verszeilen nüchtern, bevor er dann im Refrain den Frieden erbittet, erlebt, ja beschwört: »Wann ist Frieden, endlich Frieden / Und das Ende der Barbarei.« Gleich achtmal wird das Wort »Frieden« im Refrain genannt, und seine erste Silbe gleich viermal auf einen ganzen Takt, auf eine ganze Note, Ruhe und Hoffnung in sich vereinend, gedehnt: FRIEDEN!

Als das Album »Immer weiter« 1994 erschien, war ich mit der Durchführung einer großen Anne-Frank-Ausstellung beschäftigt, die das Schicksal des jüdischen Mädchens erstmals in der

Schweiz am Stapferhaus Lenzburg präsentierte und nach den Bezügen der Schweizer Flüchtlingspolitik in jenen Jahren fragte. Mein Schlüssellied auf Meys Album war damals deshalb »Die Kinder von Izieu«, in dem er im berührenden Bogen einer großen Gitarrenballade vom Schicksal der deportierten und ermordeten jüdischen Kinder aus dem südfranzösischen Waisenhaus erzählte. Mit »Frieden« binden sich »Die Kinder von Izieu« zu einem Liedpaar von Mahnung und Anklage zusammen. Und durchaus verwandt im sängerischen Engagement für Inklusion statt Ausgrenzung ist »Selig sind die Verrückten«, eine kraftvolle Botschaft der Empathie für Außen-seiter der Gesellschaft.

Doch Mey wäre nicht Mey, wenn diesen »schweren« Themen nicht vergnüglichere Aspekte und private Reflexionen zur Seite gestellt würden. Humor, ja Klamauk erscheint in Meys Reisebericht von den Widrigkeiten, die ihm als Flugpassagier zusto-

Michael Schneider | Meylensteine - Reinhard Mey und seine Lieder | ISBN 978-3-906304-93-9 | ↗ Neuerscheinungen, S. 50





Der Autor Michael Schneider, Kulturmanager und Komponist, am Flügel, 2019.

ßen (»Willkommen an Bord«), in »Ich möchte«, einem aus Reimen gewonnenen sinnfreien Sammelsurium von Assoziationen, und dem musikalischen Supplement »... und tschüss«, einer verschmitzten, theatralisch überdrehten Zugabe mit Zirkusorgel. Und wie man einem ernstern Thema (Tierschutz) eine heitere Note abgewinnen kann, das zeigt Meys »Hasengebet«, wo sich Meister Lampe, nach einleitenden Jagdsignalen wie seinerzeit im Lied »Diplomatenjagd«, selber an die Politik wendet.

Mich hat »Immer weiter«, Meys 18. Soloalbum, stets beeindruckt, weil es die Vielfalt der Themen mit großer Ernsthaftigkeit, mit lyrischer und melodischer Kraft und mit farbigen Arrangements zelebriert. Hier haben Familie, Liebe, Bühne, Utopie und Gesellschaft Platz: mit Grandezza der »51er Kapitän«, mit Zartheit »Maikäfer fliege«, mit Innigkeit »Meine Freundin, meine Frau«, mit Verve »Vernunft breitet sich aus über die

Doch die Utopie (...) Frieden einzufordern – wer sollte es tun, wenn nicht die Kunst? Und Reinhard Mey ist in dieser Hinsicht seit Jahrzehnten konsequent: Keine Waffen produzieren, keinen Kriegsdienst leisten, »Die Waffen nieder«.

Bundesrepublik Deutschland« und mit Melancholie »Leb wohl, adieu, gute Nacht«. Und den Trend zur Wohnküche, Wohlfühlort allein und mit Freunden, nimmt er 1994 vorweg in »Ich liebe meine Küche«, im wirbelnden Schwung eines 2/4-Taktes.

2011 ist Reinhard Mey letztmals in der Schweiz aufgetreten. Auch drei Jahre vorher hat er im Kongresshaus Zürich gespielt, und ich erinnere mich noch gut an dieses Konzert am 26. Oktober 2008. Auch hier stand Mey, wie immer auf Tournee, solo, ohne Band, ganz in Schwarz, exponiert mit seiner Gitarre, allein auf der Bühne vor dem großen Saal. Mey fürchtet sich vor dem Moment des erstmaligen Hinaustretens auf einer Tournee. Er hat dies vielfach geschildert: in einem Interview mit dem »Ta-

ges-Anzeiger« am 24.4.2017 oder gleich zu Beginn auf dem unten beschriebenen Live-Album. Doch ist der Bann gebrochen, ist er im Flow des Singens und Erzählens. Er führt gerne eloquent in seine Lieder ein: Und so werden die Livetracks zu einem besonderen Zeitfenster und Klangdokument seiner Präsenz und Persönlichkeit.

Dies trifft auch auf das Live-Album »Zwischen Zürich und zu Hause« zu, das ein Jahr nach dem Studioalbum »Immer weiter« die Tournee von 1994/95 dokumentiert, die am 20. März 1995 in Zürich endete. Das Album reichert die neuen Titel des Studioalbums mit älteren an. Und Mey, der Pazifist, der Mahner: Er ist auch hier präsent. Denn von den 26 Titeln sind ein Drittel der Familie und der Liebe gewidmet, ist ein Drittel auch humorvoller Natur; doch ein Drittel sind Protestlieder. Mit dem Titel des Live-Albums taucht der Ort Zürich zum einzigen Mal im musikalischen Werk von Mey auf – und von Zürich nach zu Hause in Berlin schließt nun auch diese Publikation zu Meys 80. Geburtstag den Bogen.

Michael Schneider

REPORTAGEN



SOPHIA BOGNER, PAUL HERTZBERG

Trophäenjäger gesucht

Moral hilft nicht weiter. In Moçambique finanziert die Grosswildjagd den Artenschutz. S.20

FABIAN FEDERL, YANNIC HANNEBOHN

Viren statt Antibiotika

Benjamin Kunath hat sich mit Keimen infiziert. Kann eine alte Therapie aus Georgien helfen?

S.36

SARAH A. TOPOL

Der Lehrer und der Genozid

Futhu will sein Volk, die Rohingya, mit Bildung vor dem Untergang retten.

S.56

NOËMI KISS

Eis mit Stil

In der ungarischen Provinz stellt Ádám Fazekas das beste Eis der Welt her.

S.86

DANIEL ETTER

Der Mann am Zünder

Ein Talib herrscht über Bamian, wo die berühmten Buddha-Statuen standen. Was hat er vor?

S.100



Das unabhängige Magazin für
grosse Reportagen.

Jetzt gratis probelesen!



Aufbewahren, um loszulassen

In der Form eines kleinen Essays fragt die Autorin von »Meine Schwiegermutter, der Mondmann und ich« nach den Hinterlassenschaften naher Menschen. Papiere auf dem Dachboden, Papiere im Keller, ein geteiltes Erbe, das auch in der literarischen Verarbeitung ein gemeinsames bleibt. Vom Umgang damit, und vom Wunsch loszulassen.

Natürlich hätte sich allein aus der Geschichte in dem schwarzen Notizbuch meiner Schwiegermutter auch ein Roman machen lassen. Oder doch eine Novelle. Mit Figuren, die meiner Schwiegermutter, ihrem Verehrer H. und dem Dritten im Bund, Heinz B., täuschend ähnlich sahen. Mit Mutmaßungen zum Denken und Fühlen der drei und Ausschmückungen zu ihrer Reise durch Kleinasien, und danach die Zeit in Zürich: Die eine am Zweifeln, der Zweite am Leiden, der Dritte – nun, was war eigentlich mit ihm, dem »Naturmenschen«, in dessen Gesellschaft meine junge Schwiegermutter sich so wohlfühlen schien?

Papierhalden

Meine Schwiegermutter war verstorben. Unter den vielen Papieren, die sich beim Räumen der Wohnung fanden, lag das schwarze Notizbuch, tagebuchartige Aufzeichnungen zu einem Liebeswerben, das ihr, zumindest anfangs, unheimlich war. Sie hatte es mit 22 Jahren geschrieben, einem Alter, in dem ich sie nicht kannte, gar nicht kennen konnte. Ihren Sohn, den ich später heiratete, nenne ich in meinem Buch den »Mondmann«. Eine von vielen Entscheidungen, die im Laufe des Schreibens fielen, ohne dass ich hinterher genau zu sagen wüsste, warum.

Mit dem Mond hat der Mondmann nicht allzu viel zu tun. Trotzdem schien der Name zu passen. (Er passt noch immer. Für den Mondmann.)

Elterliche Nachlässe beschäftigen viele meiner Freundinnen und Freunde. Die Tagebücher des Vaters, die Aufzeichnungen der Mutter. Unsere Elterngeneration stammt aus einer Zeit, in der private und weniger private Dinge noch vorwiegend auf Papier festgehalten wurden. Das geschah handschriftlich, seltener mit Schreibmaschine. Was tun mit all den Ordnern, Büchern, Schachteln mit Zetteln? Wegwerfen geht nicht, zumindest nicht gleich. Selbst in Fällen, wo Hinterbliebene den Niederschriften ihrer Eltern skeptisch gegenüberstanden, und das passiert öfter, als ich vermutet hätte, führte der Weg fürs Erste ins Aufbewahren, in den Keller oder auf den Dachboden.

Wir reden hier von Papierhalden, sentimental oder anders besetzt. Aus den meisten wird kein literarisches Unterfangen, soll auch gar keins werden. Schon das Lesen des Nachgelassenen fällt den Hinterbliebenen aus vielerlei Gründen oft schwer. Die wenigsten werfen, wie eine Freundin und ihr Bruder es taten, die Tagebücher der Mutter ungelesen weg. Ob ihr das später nicht leidgetan hätte, fragte ich diese Freundin, und sie meinte, gar

nicht, die Mutter habe zu Lebzeiten einige sehr gute Texte über ihr Wirken veröffentlicht (sie war politische Aktivistin und Dolmetscherin, auf Fotos immer die Frau im roten Kleid inmitten von Männern in dunkeln Anzügen), sodass die Tochter nicht den Eindruck hatte, ihr sei von diesem Leben irgendetwas entgangen.

Vorbilder, Begleittexte

Das schwarze Notizbuch, das wir unter den Papieren meiner Schwiegermutter fanden, war eine Überraschung. Die Chronistin darin schreibt ernsthaft und offen über ihr »Dilemma«, zeigt dabei aber durchaus einen literarischen Mutwillen: Der Wunsch, »Klarheit« zu finden, mischt sich mit einer beinahe diebischen Freude an dem Roman, zu dem ihr Leben gerade geworden ist. Reizvoll erschien mir der Gedanke, diese Stimme zu erhalten, ein Buch mit statt über diese 22-jährige zu schreiben – auch wenn meine Schwiegermutter natürlich kein Mitspracherecht haben würde in der Frage, wie ihre Aufzeichnung gekürzt, sortiert, präsen-

Brigitte Helbling | Meine Schwiegermutter, der Mondmann und ich | ISBN 978-3-906304-95-3 | Neuerscheinungen, S. 48



tiert würden. Sie war nun einmal nicht mehr da. Ihr Sohn, ihre Töchter aber schon. Und ihre erwachsenen Enkelinnen. Gespräche mit ihnen flossen in mein Buch mit ein.

Ich orientierte mich dabei an essayistischen Verfahren, die ich bei Maggie Nelson (»Die Argonauten«), Olivia Laing (»Crudo«), Max Frisch (»Montauk«) gefunden hatte. Kurze Abschnitte, Zwischentitel, keine Angst vor Sprüngen. Auch Erfindungen (»Crudo«!) sind erlaubt. »Alles ist erlaubt«, schreibt Michael Hamburger in seinem »Essay über den Essay«, für ihn ein »Spiel, das seine eigenen Regeln schafft«. Was während des Schreibens anfällt, kann selbst zum Teil des Erzählens werden, mit Fragen, die sich sonst die Literaturwissenschaft stellt. Beispiel: »Die Argonauten«. Als Maggie Nelson ihrem Lebensgefährten Harry Dodge eine erste Fassung ihres Buches zu le-

sen gibt, reagiert dieser ungehalten. Sorgfältig – »großzügig«, schreibt Nelson – setzt er ihr auseinander, inwiefern ihre Bilder den seinen nicht entsprechen. Der Bericht betrifft sie beide, warum also sollte er (eine Frage, die Nelson beschäftigt) im Prozess nicht mitreden dürfen? Selbst Max Frisch, der in »Montauk« sein Leben mit Frauen durchpflügt, als gelte es alles, selbst das Peinlichste ans Licht zu tragen, deutet in seinem Aufbewahren eine Praxis der Zurückhaltung an. »Dies ist ein aufrichtiges Buch, Leser«, zitiert er Montaigne und fragt gleich darauf: »Und was verschweigt es, und warum?«

Balance und Befreiung

Der Vorfahr in meinem Buch, Hans Conrad Escher von der Linth, hatte nicht vor, in seinem »Lebensbericht« etwas zurückzuhalten, als er sich in »Schän-

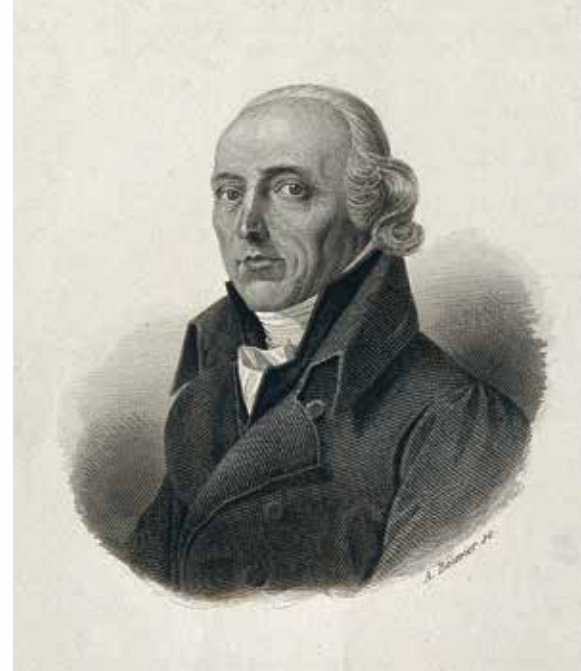
Links: Auszug aus dem schwarzen Notizbuch, in dem die Schwiegermutter Ende 1953 in Zürich schreibend versuchte, »Klarheit« über die eigenen Wünsche und Gefühle zu gewinnen. Rechts: Die studentische Reisegesellschaft im Sommer davor auf abenteuerlicher Fahrt mit Professor Marcel Beck durch Kleinasien. Die Schwiegermutter steht unten lächelnd mit dunklem Pullover, heller Kette und verschränkten Armen. Zwei weiter rechts sitzt H.

Sonntag, 22. Nov. 53.
In den letzten Tagen hat sich wieder
Etwas geändert, und ich hoffe nun doch,
vielleicht auch dank dieser Wochen all-
mählich Klarheit zu gewinnen. So
fahre ich in meinem Bericht etwas
logischer fort.
In Istanbul blieben wir noch vier
Tage, bevor unser Schiff ausfuhr. Das
Wetter hatte leider umgeschlagen, es
war kalt und regnerisch. Dennoch
sahen wir wieder viel von der Stadt.
Alle waren in etwas unheimlicher Stim-
mung, dass die Reise nun zu Ende
ging. Mir viel der Abschied von Kon-
stantinopel besonders schwer. Am letzten
Abend vor der Abfahrt ging ich mit
H. ~~nochmals~~ ^(2.10) in die Hagia Sophia,
die auf mich einen immer gewaltigen
Eindruck machte und mir
zu einem Symbol für Byzanz und
igendwie auch für alles Schöne das
wir auf dieser Reise erlebt hatten wurd.
Wieder war ich ganz überwältigt von
dem Raum, so zusammen mit dem



Denk geblieben u: Da ich ihm meine ersten Gefühle für allgemeine Vaterlandsliebe zu danken hatte, so war es mir in stetem dankbarem Andenken: mit Vergnügen nahm ich also seine Einladung zu einem Besuche an. Da ich den Weg nicht kannte u: zu Fuß gehen wollte, so machte ich eine Copie der dortigen Gegend aus Geogers Karte u: zog von Zürich bis Gräningen eine gerade Linie, der ich nur so gut möglich folgte. Den 28 April Nachmittags verließ ich Zürich u: zog über die Höhe der Alpen, theils in die schöne Gegend von Zürich u: d. oben sehr anziehend, theils nach dem Greifensee u: gegen Gräningen hinaus mich sehr anzog: Schon in Egg kehrte ich zum Abend oben ein; nachher ging ich über Eslingen nach dem Etwas ab u: vornachlässigat auf dem Pfad durch Gräningen, in dessen weiten Umgebungen ich die Kugelstern als allgem. ansehnde Gestirnsart, damals schon beobachtete. zwar unerwartet aber sehr freundschaftlich wurde ich im Pfarrhaus aufgenommen, Tag darauf war Sonntag ich besuchte die Morgenpredigt, in der der abtretende Landvogt Lepor dankbar vorabshiedet wurde. abends war bey demselben Assemblée, wo die Sammel des Herrn Schröber Ulrichs u: des Herrn Starzer sich einstanden. mit einigen Vergnügen hörte ich den Herrn Lepor von der Würdigkeit der Aufhebung des Sallo u: einiger anderer d. d. herzhaft besonders drückenden anlagen sprechen: u: als ich auf der Landvögtlichen Wappentafel, den Schild des Vogts Greifels, der sich auffallende Bemerkungen u: Ungerechtigkeiten enthalten hatte, durchgekreuzt sah, suchte ich hoch Ehrfürcht gegen diesen müßvolle Antreiber Lavater u: Kästli u: wünschte in gleichem auch eine Spur Feindung gegen Tyranny u: Ungerechtigkeit nicht sein zu können. Meine Unterhaltung mit meinem Freund u: Lehren u: selbst mit diesen gutmüthigen Frauen, waren ausschließlich auf die Verhältnisse unserer lieben Vaterlandes gerichtet u: begierig betrachtete ich die Sammlung von Schweizerisch, Kanton, Kuppferstücken u. Büchern die jenem besaß.

Den 24. April machte ich mit Herrn Starzer einen Spaziergang nach dem schönen Kirchhofe von Eslingen, wo die Aussicht auf die Gräningen u: die Alpen angenehm ist. ich zeichnete sie ab, u: brach nach dem faulthier schaftliche Bemerkungen über die Verarmung der Allmenten zu Karte selbst plantungen! Nachmittags machten wir aber Kitzler einen Spaziergang nach Eslingen, diesen gutlich aufsehen u: vortreten



Links: Auszug aus dem »Lebensbericht« des Vorfahrs, begonnen in »Schännis an der Linth«, 1812. Rechts: Hans Conrad Escher um 1820. Kupferstich von A. Bouvier (1836) nach der Zeichnung von Martin Esslinger.

nis, 1812« eines Abends hinsetzte, um sein Leben für die Kinder aufzuzeichnen. Er kam aus einer anderen Tagebuchtradition, der »empfindsamen« von Lavater und Co.; von ihr hatte er sich entschieden abgewandt, es blieb aber doch die Vorstellung, dass gerade das Scheitern die Nachwelt unterhält. Auch der Vorfahr war einer, der sich die Literatur als Beruf hätte vorstellen können und zeitlebens politische Schriften verfasste. Sein Lebensbericht gab meinem Schreibvorhaben die dritte Stimme, eine Stimme aus einer Zürcher Vergangenheit, die mir bald schon so fremd vorkam wie nur irgend ein fern liegendes Land.

Liebesgeschichten, Paarungsgeschichten, Familiengeschichten. Die Themen waren schnell klar, die Stimmen wurden es zunehmend. Zwischen ihnen die Balance zu finden dauerte. »Der Essay«, schreibt Enrique Anderson Imbert, »ist ein konzeptionelles Kunstwerk. Seine Struktur folgt einer gewissen Logik, aber es ist eine Logik, die singt.« Auf dem Weg dorthin fielen weitere Entscheidungen, diejenige etwa, die Gichteranfalle der Vorfahrin in ihrer ganzen Rätselhaftigkeit stehen zu lassen, die Frau des Vorfahrs als schwarzes Loch. »Du hättest dir doch etwas ausdenken können!«, meinte eine Freundin, die mir das ein we-

nig übel nahm. Aber ging es nicht gerade darum, dieses Nicht-Wissen auszuhalten, mit allem, was darin mitschwang; als ein Abgrund, über dem meine Stimmen schweben würden, leicht wie Origami-Vögel an einem Mobile?

Balance und Befreiung. Am Ende sitzt die Ich-Erzählerin in einem Gefährt neben dem Mondmann und lässt ihre Zettel aus dem Fenster fliegen. Es liegt Glück in dem Bild. »Natürlich geht es in deinem Buch auch darum«, sagte mir eine andere Freundin. »Ist es nicht das, was wir uns alle wünschen – nämlich die ganzen Papiere und Hinterlassenschaften auch einmal hinter uns lassen zu können?«

Brigitte Helbling

Fenster und Aussichten: Gedanken zur Vielfalt der Sprache

Karl Rühmann | Die Wahrheit, vielleicht -
Roman | ISBN 978-3-907351-00-0
↗ Neuerscheinungen, S. 48



Eine hinlänglich bekannte Geschichte von Peter Bichsel handelt von einem Mann, der beschließt, die Namen der alltäglichen Dinge zu vertauschen. So nennt er das Bett Bild, den Stuhl Wecker, den Tisch Teppich. Nach und nach weitert er den Versuch, Abwechslung in seinen Alltag zu bringen, auf alle Gegenstände in seiner Umgebung aus. Die

Folgen sind einschneidend, sein Leben wird nicht interessanter, sondern noch viel trister. Denn er hat eine so schlichte wie unverrückbare Tatsache missachtet: Sprachen sind Vereinbarungen, die man nicht einseitig ändern kann. Nur wer sich an die Abmachung hält, wird von seinen Mitmenschen verstanden und kann sich ihnen verständlich machen.

Wer mehrere Vereinbarungen kennt, hat Zugang zu mehr Witzen und Weisheiten, Gedanken und Geschichten. Das macht das Leben vielfältiger, reicher, tiefer und die Welt, in der wir uns bewegen, weiter.

Wörter haben Bedeutungen, und sie haben Nebenbedeutungen. Die Sprachwissenschaft nennt die Letzteren »Konnotati-

onen«. Die aus den Konnotationen entstehenden Übersetzungsfehler sind häufig ein Anlass für Heiterkeit. Etwa, wenn man »Fudge Cake« mit »Blödsinnkuchen« übersetzt, weil man nicht weiß, dass das englische Wort zwar »Unsinn«, aber auch eine Süßigkeit aus Milch und Zucker bedeuten kann. Oder wenn die harmlose Kernseife in der Eng-

lischübersetzung zu »Nuclear Soap« wird.

Oft sind es aber genau diese Konnotationen, die das Übersetzen zu einer unglaublich spannenden und anspruchsvollen Tätigkeit machen.

Wir brauchen die Sprache nicht nur, um uns mitzuteilen, sondern auch, um überhaupt denken zu können. Wir kleiden

das Chaos, das unser Gehirn aus Bildern, Geräuschen und Gefühlen ohne Unterbruch produziert, mithilfe der Sprache in halbwegs klare Gedanken – nicht für die anderen, sondern erst mal für uns selbst. Die Sprache formt unsere Sicht auf die Welt, sie ist unser Fenster, durch das wir wahrnehmen, wer und was um uns herum ist, woran wir uns

freuen und worüber wir uns ärgern wollen.

Wie steht es nun um Menschen, die mehr als eine Sprache haben, oder, um beim Bild zu bleiben: mehr als ein Fenster? Jedes Fenster bietet eine leicht veränderte Aussicht. Diese Verschiebungen der Perspektive sind kaum wahrnehmbar, wir können sie nicht definieren, schon gar nicht in klare Worte fassen. Wir ahnen mehr, als wir wissen, wir fühlen mehr, als wir verstehen. Wir müssen nicht so weit gehen wie Karl der Große, der gesagt haben soll, dass Menschen mit zwei Sprachen zwei Seelen haben. Eine viel beachtete Studie der Harvard University hat allerdings bestätigt, dass die Wahl der Sprache unser Denken und unsere Wahrnehmung der

Umgebung beeinflusst. So können wir anderen Menschen mit kleineren oder größeren Vorurteilen begegnen, je nachdem, in welcher Sprache wir über sie nachdenken; ein Problem kann uns in der einen Sprache gewaltig vorkommen, in einer anderen gelingt uns überraschend schnell die Gelassenheit, die uns zu einer möglichen Lösung führt.

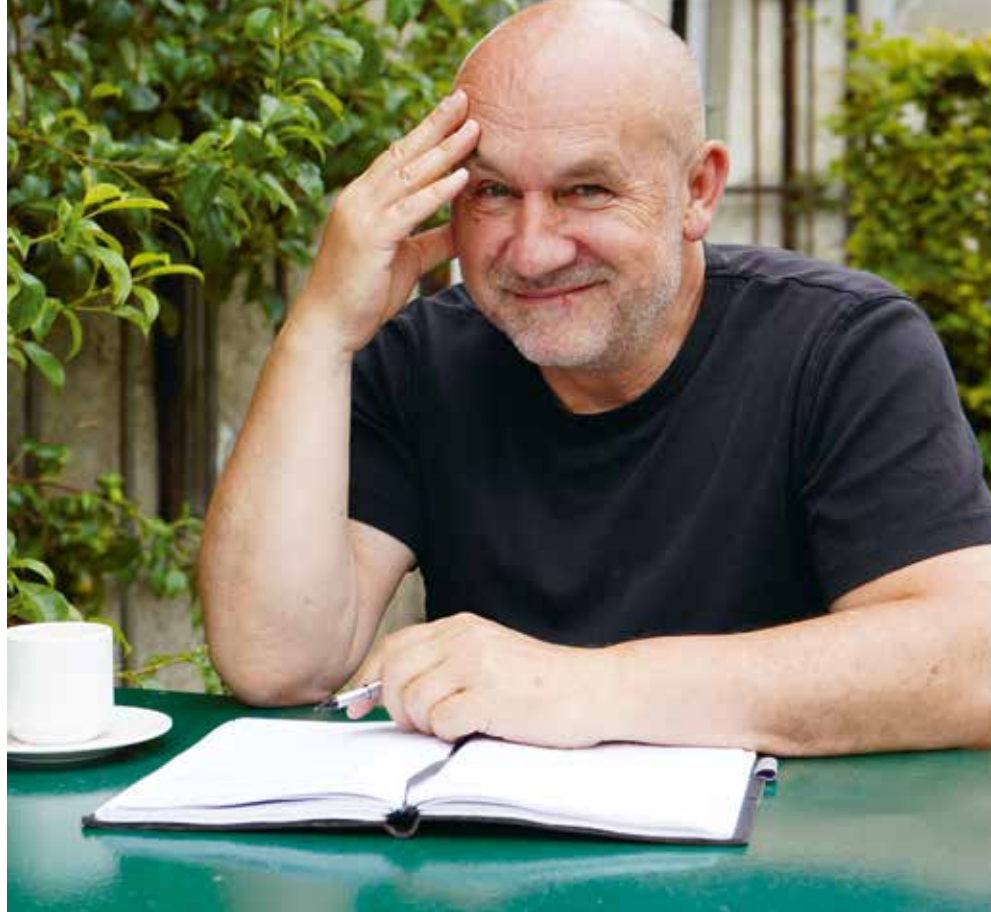
Ein Gedanke oder ein Satz rührt uns in der einen Sprache zu Tränen, aber in einer anderen kommt die Rührung uns seltsam unecht, betulich oder gar sentimental vor.

Das hängt gewiss mit Erinnerungen und Erfahrungen zusammen, die wir mit der jeweiligen Sprache verbinden und die dann zu unterschiedlichen Assoziationen führen. Je wichtiger uns jemand ist, je wertvoller eine Geschichte und je vertrauter ein Gedanke, desto schwerer fällt es uns, diese Vertrautheit über die Sprachgrenze hinüberzuretten.

Der Zufall will es, dass ich Zugang zur kroatischen Sprache habe. Das Kroatische kennt großartige Fluchwörter. Wer sich in der kroatischen Welt, sagen wir, mit dem Hammer auf den Daumen haut, darf den Schmerz und den Ärger mit einem saftigen, auf eine seltsame Art auch poetischen Ausruf kommentieren. Auf Deutsch ist das in dieser Qualität nicht möglich. Darf man nun behaupten, dass die sprachliche Einbettung des Erlebnisses die dadurch ausgelöste Empfindung prägt? Ich weiß es aus Erfahrung: Man darf.

Ein anderes Beispiel: Auf Deutsch ist der Mond männlich, auf Spanisch – la luna – weiblich. Mit der Sonne verhält es sich umgekehrt. Natürlich führt das zu unterschiedlichen Assoziationen, Redensarten, Vergleichen und sogar astronomischen Betrachtungen. In der Alltagssprache bestimmt auch zu unterschiedlichen Stereotypen.

Die US-amerikanische Kognitionswissenschaftlerin Lera Boroditsky hat für dieses Phänomen ein ähnliches Beispiel gefunden: Auf Spanisch heißt Brücke el puente, ist also männlich. Wenn Spanischsprachige eine Brücke beschreiben sollen, greifen sie unbewusst zu männlichen Stereotypen: stark, lang, fest ...



Deutschsprachige verwenden Adjektive wie elegant, geschwungen, schön. Und nun stelle man sich einen Menschen vor, der Deutsch *und* Spanisch als Muttersprachen hat und vor einer Brücke steht.

Als mein Roman »Glasmurmeln, ziegelrot« auf Kroatisch publiziert werden sollte, bekam ich vom Übersetzer seine Textfassung mit der Bitte, ein paar schwierige Stellen zu kommentieren. Ich freute mich darauf, eine Geschichte, an der ich jahrelang gearbeitet hatte, in der neuen Sprache, doch in der alten Vertrautheit zu erleben. Es kam anders: Die Übersetzung kam mir fremd vor. Nicht ungenau oder holprig, schon gar nicht misslungen. Aber jenes Gefühl, dass ich beim Schreiben hatte, jenes Eintauchen in Notationen und Konnotationen, Anspielungen und Nuancen blieb aus. Mein Protagonist war ein anderer, und da er über weite Strecken aus der Ich-Perspektive erzählt, sah auch die Welt durch seine Augen anders aus.

Karl Rühmann arbeitet in der Kartause Ittingen an seinem neuen Roman.

Natürlich kann man nun einwenden, dass jede literarische Übersetzung eine eigenständige Interpretation ist. Trotzdem: Die Übertragung einer fiktionalen Geschichte in eine andere Sprache ist nicht nur eine literarische Leistung, sie ist zugleich die Übertragung in eine andere (künstlerische) Welt. Das ist ein Rätsel und das ist ein Wunder zugleich.

Und schließlich noch dies: Kinder, die mit verschiedenen Sprachen aufwachsen, sind privilegiert, nicht benachteiligt. Sie wachsen in verschiedene Welten hinein, können gewissermaßen von einem zum anderen Fenster hüpfen, heiter und unbeschwert, und sie können so von früh auf die Erfahrung machen, dass es mehr als eine Welt und mehr als eine Wahrheit gibt. Wir können ihnen kaum ein größeres Geschenk fürs Leben machen.

Karl Rühmann

Vom »schön Ha« und »Daten auf dem Dorf«

Die 27-jährige Journalistin und Künstlerin Samantha Zaugg (Z) und der 77-jährige Philosoph, Redner und Autor Ludwig Hasler (H) trafen sich im Zürcher Tanzhaus, das an diesem Tag zu einem Filmstudio mutierte. Der Grund: Die beiden stellten ihr Buch »Jung & Alt«, entstanden aus einem Briefwechsel in der »Schweiz am Wochenende«, in Form eines Wortwechsels vor. Und wir von der Redaktion »Einsichten« haben gelauscht, was sie sich zu Themen wie »Wurst«, »Wohnen im Alter« oder »Partnerschaft« zu sagen haben. Dazu zogen sie abwechselnd Zettel aus einem Glas, ohne zu wissen, was sie erwartet. Und schon der erste Begriff hatte es in sich.

NEID

H: Das ist mir total fremd.

Z: Ach so, ne, mir nicht.

H: Ich habe gerne Leute um mich, die zwar irgendwie beneidenswert sind, die aber etwas mit Volldampf machen und die Erfolg haben. Ich mache ja seit Jahrzehnten alles, um Menschen zu fördern oder in Form zu bringen. Und das tue ich nicht aus reiner Menschenliebe, sondern, ich nenne das meinen reziproken Altruismus.

Z: Was heißt reziprok?

H: Das bedeutet »zurückwirkend«; wenn ich möglichst alle dazu bringe, dass sie in Form sind, vergnügt, guter Laune, dann habe ich sehr viel davon. Und das finde ich viel lebenssteigernder als Neid.

Z: Letzthin sagte eine Freundin: »Manchmal bin ich neidisch«, und ich dachte, wow, man ist vielleicht neidisch, aber man sagt es nicht. Es hat auch etwas Befreiendes, wenn man zugeben kann, dass man neidisch ist, dann ist es nicht mehr so groß. Dann ist es eine normale Emotion statt etwas in sich Versteck-

tes, das man nie rauslassen darf. Ich habe beschlossen, ich sage es, wenn ich neidisch bin.

WURST

H: Als Kind hatte ich nie eine ganze Wurst auf dem Teller. Wenn du immer nur ein Stück Wurst auf dem Teller hast, willst du endlich einmal eine ganze Wurst. Das ist entbehrungslogisch, dass man das will. Heute bin ich viel zurückhaltender, natürlich auch vernunftgeleitet.

Z: Das Thema »Wurst« habe ich erfunden, denn da steht gar nicht Wurst auf dem Zettel, sondern »Nachsicht«. Doch ich sage auch etwas zu Würsten. Ich esse ja kein Fleisch, finde aber Wurst

Samantha Zaugg:

»Ich esse ja kein Fleisch, finde aber Wurst ein total schlaues Konzept, denn es wird alles verwertet. Es sind die Reste der Reste, gar Abfälle, und es wird etwas total Leckereres daraus gemacht.«

ein total schlaues Konzept, denn es wird alles verwertet. Es sind die Reste der Reste, gar Abfälle, und es wird etwas total Leckereres daraus gemacht, was die meisten Leute sehr gerne essen. Lustig ist ja: Menschen, denen Fleisch nicht schmeckt, die mögen Würste, weil es nicht mehr wie Fleisch oder wie ein Bein aussieht.

WOHNEN IM ALTER

H: Für meine Generation gilt ja der Mythos der Häuslichkeit. Das stammt aus der Industrielwelt des 19. Jahrhunderts, das heißt, draußen wird es düster, also zieht man sich in seinen eigenen Kokon zurück. Walter Benjamin hat es sehr schön als »das Etui des Privatmannes« bezeichnet. Und dann stopft man das Haus oder die Wohnung voll mit schönen Dingen und – verkümmert. Das ist das Problem. »Schön ha«, nennen wir das in der Schweiz, »mir händs schön«, und am Ende gehen wir auch nicht mehr raus.

Das haben wir uns selber eingebrockt, weil wir darauf aus

Ludwig Hasler, Samantha Zaugg | Jung & Alt | 160 S. | ISBN 978-3-907351-01-7
↗ Neuerscheinungen, S. 46





Ludwig Hasler:

»Schön ha«, nennen wir das in der Schweiz, »mir händs schön«, und am Ende gehen wir auch nicht mehr raus.«

fast unerträgliches Gewicht. In meiner Jugend erwartete man auch, dass das erste Anbändeln dann Ewigkeitsgeltung hatte.

Z: Heute ist die Partnerwahl noch viel extremer, die muss ja alles sein: Man muss sich gegenseitig inspirieren, man muss sich aushalten, man muss den Haushalt machen, man muss sich attraktiv finden, man muss ein tolles Sexleben haben, reisen, man muss alles mit dem Partner machen. Ich weiß nicht, was besser ist. Allerdings: Daten auf dem Dorf, wie du es erzählst, stelle ich mir zäh vor. Mit der einen Hälfte war man verwandt, und die andere Hälfte kannte man schon!

waren – verständlicherweise –, es auch einmal schön zu haben, mal eine eigene Wohnung, mal eine Wohnwand zu besitzen.

Z: Das mit der Wohnwand kommt wieder!

H: Hast du schon eine?

Z: Nein, meine Wohnung ist viel zu klein dafür. Zum Wohnen gibt es eine schöne Referenz von Virginia Woolf: »Ein Zimmer für sich allein«. Ihr Alten habt eure Häuschen und die schön eingerichtet, und für uns Jüngere sind die Mieten so absurd teuer, man kann sich gar nicht mehr ein eigenes Zimmer einrichten. Was aber wichtig ist für die Emanzipation.

H: Ich hätte auch noch ein schlaues Zitat von Michel de Montaigne.

Z: Wer ist das?

H: Ein Uralter, ein Philosoph. Er hat gesagt: »Der Mensch braucht ein Hinterzimmer, in dem er ganz für sich allein ist.« Das wäre also analog zu Virginia Woolf, in dem er so lebt, als hätte er keine Familie, keine Freunde, keine dieser individuellen Reaktionen.

Z: Hast du so was?

H: Ja.

PARTNERSCHAFT

Z: Es gibt ja Paare, die sagen, man muss befreundet sein, und andere behaupten, man muss das trennen.

H: Da ich total analog aufgewachsen bin, war die sogenannte Partnerwahl extrem mühsam. Die Auswahl war minim, und bis mal etwas passierte, dauerte es ewig. Das gab der Partnerschaft ein unglaubliches Gewicht, ein

Den Wortwechsel zwischen Samantha Zaugg und Ludwig Hasler finden Sie als Video auf der Website des Buches. Weitere Wortwechsel werden folgen: <https://bit.ly/3yVsdP8>



Über existenzielle Lebens- momente



Meistens geschieht es beim Aufräumen – weil man umzieht, weil das Haus oder die Wohnung nach dem Tod eines Menschen geräumt werden muss, manchmal allerdings auch nur, weil es an der Zeit ist, sich von gewissen Dingen zu trennen. Dabei fallen einem Gegenstände in die Hände, die voller Geschichten sind, die Spuren von gelebtem Leben zeigen, selbst wenn das dazugehörige Leben schon lange nicht mehr da ist.

In diesen Momenten steigen Erinnerungen auf, die Luft ist wieder erfüllt von derjenigen, die diesen Hut mit Spitzenschleier trug, das Vanillearoma, mit dem die Meerschaumpfeife gestopft wurde, zieht durch den als Bibliothek genutzten Raum. Und auf einmal macht sich so etwas wie Mitgefühl mit diesen Dingen breit, die niemandem mehr etwas bedeuten, für die sich nun keiner mehr interessiert: die *Kaffeemühle aus Holz mit Drehkurbel und Schublade*, aus *New York*

grüßende Schneekugeln vom ersten Transatlantikflug als Teenager, Porzellanpuppen mit auf- und zuklappbaren Augen, ein vergoldetes Zigarettenetui mit Platz für 10 Glimmstängel auf jeder Seite, Briefe in Handschriften, an deren Absender sich niemand mehr erinnert.

Häufig sind es schlicht technische Erneuerungen, die Gegenständen ihre Bedeutung nehmen. So beim *Waschbrett* oder der Postkutsche, bei Telefonkabine und Telex. Und das ist gut so. Gleiches gilt für Scheußlichkeiten wie den nickenden Dackel auf der Hutablage des Mercedes-Fahrers. Auf der anderen Seite sorgt ein neues Bewusstsein für den Wert von Ressourcen dafür, dass Repair-Cafés aus dem Boden schießen und dem Toaster von Oma neues Leben einhauchen. Und manche Ge-

Salome Schneebeli, Anne Rüffer (Hg.)
verlassen – Über existenzielle Lebens-
momente | ISBN 978-3-906304-86-1
↗ Neuerscheinungen, S. 49



genstände sind so besonders – im Klang und in der Atmosphäre, von ihrer Wirkung auf das Gemüt –, dass sie ein Revival erleben. Dazu gehören die wieder erwerbenden Schallplatten wie das gute alte Stopfei.

All diesen ausgemusterten Gegenständen und Dingen, die lange Zeit eine Bedeutung hatten, die Erinnerung wie Trost boten, denen ein unsichtbarer Wert innewohnt, die vergessen gehen und zurückgelassen werden, ihnen gehört auf dieser Seite unsere Zuneigung.

Auszug aus dem Buch »verlassen«





Peter Schelling, Schauspieler

»Er ist einfach von der Wasseroberfläche verschwunden.«

Die Reise startete er am 1. Juni 1992 in Italien in Chiavari. Ich hatte meinen Bruder mit einem VW-Lastwagen dorthin gefahren, sein Boot hatten wir hinten drauf auf der Ladebrücke befestigt. Das Boot war nur 5 Meter 20 lang, stammte aus einer schottischen Werft und war seetauglich. Er hatte sich zusätzlich noch ein GPS zugelegt, das kostete damals noch um die 4000 Franken; eine Salzwasseraufbereitungsanlage hatte er auch dabei.

Chiavari war einer der nächstgelegenen Häfen, und die Gebühren waren tief. Bruno hatte 40000 Franken gespart und behauptet: »Das genügt mir«, und

»Die anderen sparen bis 65, dann fahren sie los und haben eigentlich keine Zeit mehr.« Das war ein sehr bewusster Entschluss. Ich dachte, mit 40 000 kommt man auch nicht sehr weit, aber nach vier Jahren hatte er immer noch 35 000 übrig.

Überall, wo er angelegt hatte, arbeitete er, er war Schreiner und konnte bei Bootsbauern anheuern. Einmal baute er sogar ein Kinderkarussell in Marokko. Bruno hatte etwas sehr Gewinnendes, wenn er in einem Hafen einlief, kamen am ersten oder spätestens am zweiten Abend die Fischer und erzählten ihm von sich und brachten ihm Fische. Und am dritten Abend kamen mit Sicherheit die Mädchen ...

*

Der letzte Hinweis stammt vom 3. Mai 1996 von der Bank, die letzte Aktivität von ihm war die Abhebung von USD 250. Frau Bucheli vom konsularischen Suchdienst rief schon nach drei Wochen an und sagte: »Wir haben keine Nachricht von Ihrem Bruder, das tut mir sehr leid.«

Ich habe niemanden gefunden, der ihn nach Mai 1996 gesehen hat oder ihm begegnet ist.

Ich setzte noch eine Belohnung von 10 000 Dollar aus, und

Weitere Porträts im Buch »verlassen«:

- **Pater Bruno Rieder**, Mönch, über die Frage: »Kann der Mensch Gott verlassen?«
- **Annina Hess**, Psychotherapeutin, und **Susann Mäusli**, Juristin und Kulturmanagerin, haben beide ihre Männer verloren.
- **Dr. Sima Samar**, Ärztin, Ministerin für Frauenfragen und Menschenrechtsaktivistin, musste Afghanistan verlassen.
- **Azad Ali**, Breakdancer und Student, verlässt die Kunst, um Menschen zu helfen.
- **Gonnie Heggen**, Tänzerin und ehem. Dozentin für Tanz, über die Erfahrung, dass einen der Körper verlässt.
- **Siegfried Schneebeli**, ehem. Tierarzt, fand mit 90 nochmals einen Lebensmenschen.
- **Milena Raoult**, Hebamme, hilft dabei, den »sichersten Ort der Welt« zu verlassen.
- **Samira Zingaro**, Journalistin und Autorin, über den Tod ihrer Schwester.
- **Xavier Koller**, Regisseur, über die Frage, wie man Verlassen auf der Bühne und im Film inszeniert.

daraufhin kamen ein paar wirre Anrufe auf Spanisch, die jedoch nur auf die Belohnung scharf waren. Man hat keinen einzigen Gegenstand, gar nichts von seinem Boot gefunden. Niemand hat ihn gesehen, er ist einfach von der Wasseroberfläche verschwunden.

Auszug aus dem Buch »verlassen«

Vermissten-Anzeige

Bruno Schelling ist seit dem 1. Juni 1992 mit seinem 5.20 m kleinen Segelschiff 'Aiolos' auf dem Meer unterwegs. Seine Route ging von Italien aus durchs Mittelmeer auf die Kanarischen Inseln, weiter über die Kapverden und den Atlantik nach Brasilien. Hier folgte er der Ostküste hinauf bis in die Karibik. Von St. Vincent aus segelte er nach Venezuela, wo er am 27. März 96 auf der Botschaft in Caracas einen Passverlust anmeldete, worauf ihn am 1. April 96 in Caracas ein neuer Pass Nr.: 8 856 834 gültig bis 2001 ausgestellt wurde. Dannach hob er am 12. und 18. April in Higuerote Venezuela je einen kleinen Geldbetrag ab und hinterliess im selben Zeitraum noch eine Nachricht auf meinem Telefonbeantworter, dass er immer noch in Higuerote sei. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört. Am 3. Mai hob er laut Eurocard-Abrechnung auf der ABN Amro Bank in Curacao 200 US Dollar ab. Mitte September dann kam um 2 Uhr morgens der Anruf einer Frau, die in sehr schlechtem Englisch sagte: Bruno ill prison. Sie sagte weder wer sie sei noch woher sie anrufe. Die Frau spricht wahrscheinlich normalerweise Spanisch. Könnte aber auch als 'hispanic' Angestellte in einem Englisch sprechenden Land wohnen. Seither fehlt von Bruno Schelling jede Nachricht oder Hinweis über seinen Verbleib. Im Normalfall hat ersich doch mindestens alle zwei bis drei Monate gemeldet....weswegen ich mir mittlerweile ernsthafte Sorgen mache.



Wie aus dem Plan eines Opernlibrettos »nur« ein Buch wurde

Rudolf Lutz [Bild] und ich kennen uns von der J. S. Bach Stiftung in St. Gallen, deren musikalischer »Spiritus rector« und Dirigent er bis heute ist. Ich gehörte zur Schar jener Sprechenden, die dort aus Anlass einer Kantatenaufführung eine »Reflexion« zum Kantatentext und zur gegenwärtigen Weltlage beisteuern durften.

Etwas später haben wir zusammen einen Konzertabend in der Kirche San Lurench in Sent im Unterengadin über »Das Dramatische in Johann Sebastian Bachs Musik« gestaltet. Rudolf Lutz war für die ausgewählte Musik zuständig, ich für die Kommentare zu den vorgetragenen und eingespielten Chören und Arien aus Bachs Kirchenkantaten und Passionen.

Kurz danach fragte Rudolf Lutz mich, ob ich nicht versuchen wolle, für ihn ein Libretto zu einer Oper mit Musik von Johann Sebastian Bach zu schreiben. Die Abmachung war: Für Chöre, Ensembles und Arien sollte allein Musik von J. S. Bach selbst Verwendung finden. Die Rezitative wollte Rudolf Lutz im Stile Bachs und der Barockzeit neu dazu komponieren.

Ich fand die Idee bestechend, den Auftrag eine ehrenhafte Herausforderung und machte mich zuversichtlich an die Arbeit. Über ein Jahr lang vertiefte ich mich in die umfangreiche Bach-For-

schung, hörte mir das Gesamtwerk von Bachs kirchlichen und weltlichen Kantaten an, seine Passionen und Oratorien, seine umfangreiche Instrumentalmusik, Concerti und Suiten, die so voller Tänze und Stimmungen sind, dass man sie sehr wohl auf der Bühne eines Opernhauses, zumindest als ein Tanzspektakel, vorstellen kann.

Daneben befasste ich mich mit der Entwicklung der Barockoper zu Bachs Lebzeiten und kam nach und nach zur festen Überzeugung: Je älter Bach wurde, umso mehr entfernte er sich von der immer modischer werdenden und von Stars und Divas geprägten Opernkultur der Fürstenhäuser und der Stadtopern in der

ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Aufgrund meiner Auseinandersetzung wurde mir klar: Hätte Bach in seiner Leipziger Zeit für die Oper ein Werk komponieren wollen, so hätte er dies – nach einem ihm passenden Auftrag – sicher auch getan. Dass er dies nicht tat, wurde mir immer mehr zum Menetekel: »Lass die Finger von Experimenten, die aufgrund seiner Biografie und seiner beruflichen Interessen weder in Bachs eigenen Intentionen noch in seinen schöpferischen Plänen lagen!«

Dass J. S. Bachs Musik in Gegenwart und in Zukunft auch auf Theaterbühnen gehört, ist eine ganz andere Sache, von der ich nach wie vor fest überzeugt bin. Bei meinem Arbeitsbeginn war das Schlusskapitel meines Unterfangens noch als »Ein Libretto-Vorschlag« gedacht. In meinem entstandenen Buch ist es lediglich eine Ansammlung von allgemein gehaltenen Überlegungen, wie man sich Bach auf



Opernbühnen heute vorstellen könnte.

Ich bin fest davon überzeugt, dass dies nur in einer engen Zusammenarbeit von Musiker:innen, Theaterleuten und Dramaturg:innen geschehen kann. Für solche Projekte braucht es ein Team von musikwissenschaftlichen Expert:innen, von theatererfahrenen Praktiker:innen und Gestalter:innen, aber auch von ausübenden Musiker:innen, die Bach ebenso lieben wie ich. Über eine J. S. Bach-Oper nachzudenken hat mir viel Erkenntnis-Freuden und Qualen eigener Defizite verursacht. Sich auf J. S. Bach einzulassen ist so beglückend wie niederschmetternd. Wie kann man diesem Genie je gerecht werden?

Ich bin ein schreibender Essayist, kein Musikwissenschaftler, kein ausgewiesener Kenner der ersten Hälfte des europäischen 18. Jahrhunderts in deutschen Landen. Über Monteverdis Opern nachzudenken und zu sinnieren macht mir ebenso Freude wie über Mozarts Kunst, Opern der vollendeten und uneinholbaren Art zu komponieren. Die Musik von Johann Sebastian Bach ist mir im Zeitalter ihrer leichten Zugänglichkeit zu einem beinahe täglichen Lebenselixier geworden. In diesem Status eines »Liebhabers und Enthusiasten« lag meine ganze Legitimität, sich darüber Gedanken zu machen, weshalb Bach sich um bestimmte Arten von Musik in besonderer Weise gekümmert hat, während er andere gemieden hat, die zu seiner Zeit beliebt waren und in hohem Ansehen standen.

Wie nahe J. S. Bach freilich Meistern der Barockoper wie Vivaldi, Rameau, Telemann und Händel doch kam, wird dann unüberhörbar, wenn man sich seine musikalische Behandlung der ganzen Gefühlspalette barocken

Weltempfindens vor Augen und Ohren führt. Für Freuden und Leiden, für Lobpreis und Jubel, für Scherz und Tadel, für Fröhlichkeit und Trauer, für Liebe und Lust hat er die ganze Skala unserer Affekte so erweitert wie kein anderer seiner gewiss hochbegabten Zeitgenossen im Opernfach. Seine Arien, Duette, Ensembles und Chöre sprudeln geradezu vor kecken Einfällen und unkonventionellen Überraschungen, ja Zumutungen an menschliche Stimmen und instrumentaler Kunstfertigkeit. In der Verwandlung weltlicher Fest- und Wohlklänge in solche spiritueller Frömmigkeit und Innigkeit konnte niemand auch nur annähernd ihm das Brot reichen. Man suche in der Barockzeit nach Vertonungen der Worte »Erbarme dich!« oder des lateinischen Wortes »Miserere!«, die die Hörenden in vergleichbarer Weise auf ihre eigene Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit zurückwerfen, wie dies dem großen Meister gelingt.

Die Nachwelt ist mit den Dokumenten zur Privatperson des ehemaligen Thomas-Kantors beschämend schlecht umgegangen. Gottlob ist uns der große Teil seines musikalischen Schaffens erhalten geblieben. Die Forschungen des 19. Jahrhunderts, die erfolgreich bis heute fortgeführt werden, haben uns erlaubt, durch das Studium seines professionellen Umfeldes auch die Ausnahmeerscheinung besser zu erfassen, als die wir ihn empfinden, obwohl er ja aus einer an Umfang weiten Musikerdynastie stammte und in einer kirchen- und opernaffinen Zeit lebte.

Das Glück von uns Zeitgenossen besteht – neben dem Wissen, das wir aus der Bachforschung

Iso Camartin | Warum Johann Sebastian Bach keine Oper schrieb | ISBN 978-3-906304-96-0 | 7 Neuerscheinungen, S. 50



schöpfen können – besonders in der aufführungspraktischen Kompetenz von Solist:innen, professionellen Chören, Instrumentalist:innen der Höchstklasse und spezialisierten Orchesterformationen, die sich seit der Nachkriegszeit in besonderer Weise auch dem Werk J. S. Bachs widmen. Was in den letzten 70 Jahren an Interpretationserfahrung und -zuständigkeit im Umgang mit diesem Komponisten herangewachsen ist, macht uns als Bachfreunde zu begünstigten Menschen. Vor den Leistungen der modernen Bachforschung und der reichen Fülle von zeitgenössisch aufgeklärten Aufführungspraktiken, die uns Bach als ewig erleben lassen, kann man sich nur in Respekt und Dankbarkeit verneigen.

Das vorliegende Buch ist dem tiefsinnigen Musiker und Bach-Interpreten Rudolf Lutz gewidmet, der ebenso ein Tausendsassa-Virtuose und genialer Improvisator auf allen Tasteninstrumenten ist, die der liebe Gott unter der Himmelssonne auf Erden nicht verboten hat.

Iso Camartin

Auf den Spuren einer vergessenen Ballerina

Die romantische Ballerina Flora Fabbrì (1822-1880) wurde in weiten Teilen Europas als eine der Besten ihres Fachs gefeiert. Trotzdem geriet sie nach ihrem Rückzug von der Bühne in Vergessenheit. Zu ihrem 200. Geburtstag arbeitete ich erstmals ihr Leben auf. Für meine Recherchen begab ich mich unter anderem eine Woche lang auf Spurensuche in das damalige Zentrum der Ballettwelt: Paris.

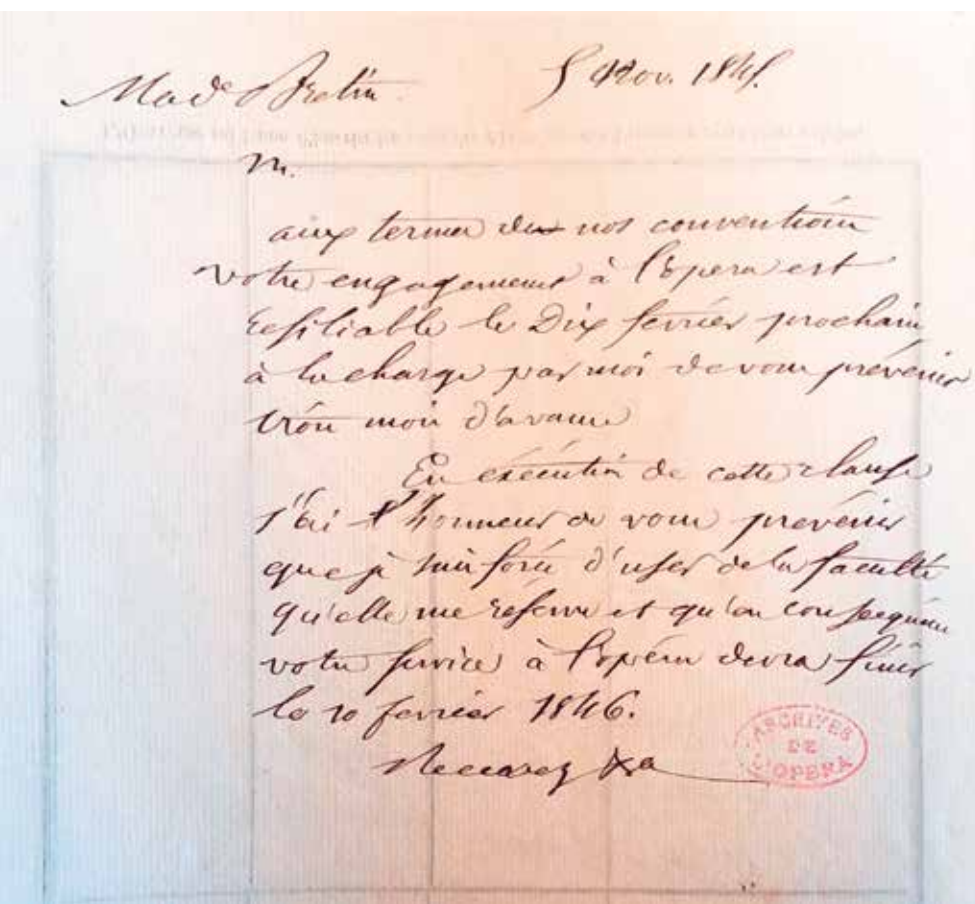
Flora Fabbris Tanz sei so sehr von Leichtigkeit geprägt, dass sie ihren Fuß nur aus reiner Gutmütigkeit hin und wieder auf die Erde setze, schrieben Kritiker über sie. Für eine Spurensuche war das eine erdenklich schlechte Voraussetzung. Wenn es an einem von ihren zahlreichen Wirkungsorten Überbleibsel von ihr geben sollte, dachte ich, dann in Paris. Kaum ein anderes Theaterarchiv ist so reich und detailliert katalogisiert wie jenes der Pariser Opéra. Die Do-

kumente, die im französischen Nationalarchiv in Pierrefitte-sur-Seine gleich außerhalb der Pariser Stadtgrenze gehütet werden, dehnen sich auf eine Länge von 200 Metern und reichen bis ins Jahr 1704 zurück. Das Erbe sei so vielfältig, dass sich der Theaterbetrieb fast Tag für Tag nachverfolgen lasse, heißt es im Archivkatalog. Eine Ausnahme bilde die Zeit zwischen 1831 und 1854: Wegen der Privatisierung des bisher staatlichen Theaters sei das Archiv für jene zwei Jahr-



zehnte nicht das des Theaters, sondern lediglich das Privatarchiv des Direktors.

Davon, dass die romantische Epoche des Balletts ausgerechnet in jenes Zeitfenster fällt, durfte ich mich nicht beirren lassen. Stattdessen fuhr ich mit der unklimateisierten S-Bahn in die Banlieue hinaus, registrierte mich als Leser des Nationalarchivs in Pierrefitte, richtete mich am mir zugewiesenen großflächigen Holzpult ein und bestellte nach und nach die vorgängig anhand des Katalogs sorgfältig ausgewählten Archivboxen. Trotz des hilfreichen Inventars wusste ich beim Lüften eines neuen Deckels nie genau, was mich erwarten würde. Denn die verschiedenen thematischen Kategorien wiesen eine gegensätzliche Ordnung auf: Fein säuberlich geführt waren die monatlichen Lohnabrechnungen, die nicht nur Auskunft über Flora Fabbris Salar, sondern auch über ihre unbezahlten Absenzen gaben. Daraus konnte ich mit Leichtigkeit Schlüsse über die Laufzeit ihres Engagements, dessen Unterbre-





Links oben: Der Autor im imposanten Treppenhaus des Palais Garnier.
 Links unten: An Flora Fabbri (-Bretin) gerichteter Kündigungsentwurf.
 Oben: Flora Fabbris Wohnstraße um 1865 (links) und heute (rechts).

chung sowie die genaue Dauer ihrer Abwesenheiten während Gastspielen (*congés*) ziehen.

Unter den ernstesten Finanzpapieren hätte ich nicht erwartet, irgendetwas Persönliches zu finden. Aber auf der Quittung einer Lohnauszahlung wartete die erste Überraschung: Ich entdeckte ein mit einer Stecknadel angeheftetes Briefchen Flora Fabbris! Sie befugte damit eine Pariser Freundin, an ihrer Stelle den Lohn abzuholen, weil sie sich kurz vor der Auszahlung auf den Weg an ein Gastspiel in Venedig gemacht hatte.

Enttäuschend waren die Mappen, die die Neuproduktionen dokumentieren. Im Gegensatz zu den akribischen Lohnabrechnungen enthielten sie meist nicht mehr als knappe Angaben zu Komponist, Hauptdarsteller und Choreograf, allenfalls eine Liste der Tanzszenen. Tatsächlich passten diese Dokumente fast aller romantischen Ballette deswegen in eine einzige Archivbox

– eine Epoche in einem schuschachtelgroßen Karton!

Die größte Mühe bereiteten mir die wild zusammengewürfelten Administrationspapiere inklusive der Korrespondenz. Stundenlang fand ich nichts mit direktem Bezug zu meiner Tänzerin. Doch plötzlich, inmitten Hunderter für mich irrelevanter Papiere, machte ich einen hochinteressanten Fund. Es handelte sich um einen an Flora Fabbri (-Bretin) gerichteten Kündigungsentwurf, der vielleicht während einer laufenden Vorstellung hastig auf die Rückseite eines Abrechnungsformulars der Abendkasse geschrieben worden war.

Flora Fabbris wenigen Spuren folgte ich auch im Pariser Stadtzentrum. Im Palais Garnier, wo ein weiterer kleiner Teil des Opéra-Archivs aufbewahrt wird, war das 19. Jahrhundert noch deutlich spürbar. Das Palais war aber erst nach Flora Fabbris Abgang Spielort der Opéra geworden. Das Erscheinungsbild ihrer einstigen Wohnstraße ähnelte (von den Fortbewegungsmitteln abgesehen) noch sehr stark einer Aufnahme von damals. Vermutlich unverändert war die Kirche Notre-Dame-de-Lorette gleich nebenan, wo sich Flora Fabbri 1842 mit Louis Bretin vermählt hatte.

Die Beziehung zum aus Paris stammenden Tänzer und Choreografen hatte ihr die Tür zur Opéra geöffnet und ihr so zu europäischem Ruhm verholfen.

Nach einer anstrengenden Woche beendete ich meine Spurensuche mit einer schmalen, aber umso wertvolleren Ausbeute, die die Biografie auf jeden Fall bereicherte.

Thierry L. Jaquemé

Thierry L. Jaquemé | Flora Fabbri - Eine Kämpferin trägt Tüll | ISBN 978-3-907351-02-4 | Neuerscheinungen, S. 51



»It's a people's business«

Seit 2020 ist Christian Jungen Artistic Director des Zurich Film Festival. Im Gespräch erzählte er, was ihn »Mister Filmfestival« Moritz de Hadeln gelehrt hat, weshalb er Rolf Lyssy den ersten Award anbot, was seine Beziehung zu Sylvester Stallone ist und welche größeren Träume er für das Festival hat.



Eigentlich hätte sein neuer Job als Artistic Director des Zurich Film Festival (ZFF) am 1. Januar 2020 begonnen. Einen halben Monat früher, am 13. Dezember, erhält er von seinem Vorgänger Karl Spoerri die Nachricht, das Büro sei bereits geräumt, er könne per sofort anfangen. Christian Jungen fährt noch am gleichen Tag an die Beederstrasse 51 in Zürich. Als er in seinem neuen Büro steht, ruft er als Erstes

Rolf Lyssy an, ob er Zeit für einen Kaffee habe. Beim Treffen eröffnet er dem Filmregisseur, er wolle ihm für sein Lebenswerk am nächsten Filmfestival im September 2020 den Career Achievement Award überreichen.

Dass Rolf Lyssy, der mit seiner Komödie »Die Schweizermacher« aus dem Jahr 1978 noch immer den erfolgreichsten Kinofilm der Schweiz gedreht hat, diesen Preis am ZFF erhielt, passt

nicht nur zum Festival, sondern auch bestens zum Filmverständnis von Christian Jungen. In seinen 25 Jahren als Journalist und Filmkritiker war Jungen nie einer von denen, die bei populären Filmen die Nase rümpften. Das Festival will ein breites Publikum ansprechen. Im Team seien alle cinephil, »aber wir wollen auch Leute erreichen, die vielleicht nur drei-, viermal pro Jahr ins Kino gehen«. Christian Jungen und das ZFF verstehen sich zudem als Brückenbauer insbesondere zwischen Europa und Hollywood. Das ZFF ist mit Hollywoodstars bekannt geworden, die über den berühmten Teppich – der in Zürich nicht rot, sondern grün ist – geschritten sind. Wegen dem eher unhelvetischen Glamour war das Festival in der Schweizer Filmbranche lange ungeliebt. Dass zum Beispiel Sylvester Stallone 2008 mit dem erstmals vergebenen Golden Icon Award ausgezeichnet wurde, passte vielen Filmkritikern nicht. Christian Jungen sagt dazu: »Ich bin ein großer Stallone-Fan, und das ist wohl einer der Gründe, weshalb ich so gut zum ZFF passe.« Dass das kein Lippenbekenntnis ist, beweisen in seinem Büro eine Boxerhose mit Unterschrift von »Rocky«, gerahmt hinter Glas, das Plakat des ersten Teils des gleichnamigen Films steht ebenfalls gerahmt herum sowie eine kleine Statue von Stallone in der typischen Boxerpose.

Als Artistic Director und Geschäftsführer ist Christian Jungen nicht nur für das Programm und die Finanzen verantwortlich, sondern auch für die Pflege der 170 Partner (Sponsoren, Ki-

nos etc.) und des Gönnervereins. Ein ganz wichtiger Teil ist schließlich, dafür zu sorgen, dass die Stars und Gäste nach Zürich kommen. Damit Sharon Stone oder Juliette Binoche die Einladung des ZFF annehmen, braucht es viel Lobbying, Zoom-Meetings und Treffen. Um solche Persönlichkeiten vor Ort zu haben, führt der Weg über deren Management meist nicht zum Ziel: »Es gilt, einflussreiche Leute zu kennen, die mit einer E-Mail deine Anfrage ankündigen.« Deshalb ist Christian Jungen auch immer wieder in Los Angeles unterwegs, oder er reist nach Cannes.

Wie wichtig die Kontaktpflege für seinen Job und ein erfolgreiches Filmfestival ist, das hat Christian Jungen von Moritz de Hadeln gelernt, denn »It's a people's business«. Jungen führte mit de Hadeln und vielen Zeitgenossen ausführliche Gespräche, recherchierte in Archiven, las Berge von Akten und schrieb die Biografie des ehemaligen Leiters der Festivals in Berlin, Venedig und Locarno sowie Mitgründer

des Dokumentarfilmfestivals in Nyon. »Moritz de Hadeln hatte als Festivalleiter zwischen 1969 und 2005 häufig Probleme wegen der Spesen. Man warf ihm vor, er gehe auf Kosten der Festivals essen und reisen. Aber es ist tatsächlich so: Man muss mit möglichst vielen Menschen aus der Filmbranche, CEOs von Unternehmen etc. essen oder Kaffee trinken gehen, um einen Deal zu machen oder einen Film zu bekommen. Man muss auch mal einen Schnittpunkt besuchen und mit dem Regisseur den Rohschnitt anschauen, damit dieser sieht, wie ernst es dir ist. Man muss Leute treffen, ohne dass man weiß, ob daraus ein Ergebnis entsteht. Diese geben einem aber vielleicht eine Information, die zu einer guten Idee führt.«

Das ZFF hat inzwischen sehr gute Kontakte zu Hollywood und zu Filmschaffenden. So veranstaltete das Festival letztes Jahr in Zürich ein Private-screening des Films »Olga«, dem Schweizer Oscar-Beitrag 2021. 19 Oscar-Academy-Members seien dabei gewesen, schwärmt Christian Jungen, u.a. Studiobosse von der Filmproduktions- und Filmverleihgesellschaft MGM und Leute von CAA, der weltweit mächtigsten Talent Agency aus Los Angeles. So kam es, dass der Regisseur Elie Grappe bei CAA unter Vertrag genommen wurde und

Links: Christian Jungen übergibt dem Filmregisseur und rüffer & rub-Autor Rolf Lyssy im Kino Corso den Career Achievement Award, 2020.
Rechts: Christian Jungen, seit 2020 Artistic Director des Zurich Film Festival (ZFF).

Der ehemalige Journalist und Filmkritiker Christian Jungen schrieb die Dissertation »Hollywood in Cannes« (2009) und die Biografie »Moritz de Hadeln - Mister Filmfestival« (ISBN 978-3-907625-98-9), die 2018 bei rüffer & rub erschien.



inzwischen mit MGM für ein Projekt in Kontakt ist.

Vom 22.9. bis 2.10.2022 ist Christian Jungen zum dritten Mal verantwortlich für das Festival. Er und sein Team haben für das Filmprogramm auch dieses Mal rund 1000 Filme geschaut, täglich zwei bis drei. Und wenn es mit dem Festival so weitergeht, wird bestimmt auch sein Wunsch in Erfüllung gehen, dass Leonardo DiCaprio und Brad Pitt bald einen Ehrenpreis in der Limmatstadt entgegennehmen. Zudem möchte Christian Jungen gern mit der Zurich Film Festival AG vom Enge-Quartier wegkommen und träumt von einem gut sichtbaren Hauptsitz mit Kino mitten in der Stadt. »Dann könnten sich das Publikum und das ZFF auch unter dem Jahr begegnen!« Ein paar Treffen sind dafür wohl noch notwendig. Aber Hollywood ist schließlich auch eine Traumfabrik.

Felix Ghezzi



Die Natur ist eine Meisterin der Sinne

Eine Dichterin und ein Lyriker aus verschiedenen Kulturen sprechen über die Kraft der Natur und was die Natur für ihre Gedichte bedeutet.

Wie und wann, durch was seid ihr zur Lyrik gekommen?

Silvia Villars: Schon als Jugendliche habe ich sehr in der Welt der Poesie gelebt. Ich bin oft alleine in den Wald gegangen, wo sich für mich eine Sprachwelt eröffnet hat, in der ich die Resonanz mit der Natur erlebt habe. In der Schulzeit habe ich gerne Gedichte gehört und aufgesagt, und es ergab sich wieder ein Resonanzraum, der mich sehr erfüllte. Um die 40, sehr mit der Karriere im Finanzwesen befasst, ist in mir eine große Sehnsucht aufgetaucht, mich wieder intensiver mit der Lyrik zu befassen. Und so habe ich begonnen, Gedichte zu schreiben.

Jafar Rezai Sael: Ich las völlig Verschiedenes; alles, was ich finden konnte. Dann wurde ich in eine Gruppe eingeladen, in der man Gedichte von anderen Dichtern oder ein eigenes Gedicht vorgelesen und interpretiert hat. Der Leiter, ein Dichter, hat eine Gruppe von jungen Erwachsenen zusammengbracht, die sich äußern wollten. Ich war damals der Jüngste, zwischen 13 und 14. Viele aus der Gruppe haben mir wichtige Impulse gegeben; dadurch konnte ich anfangen, selber Gedichte zu schreiben.

Bei dir, Silvia, liegt der Hauptfokus deiner Arbeit auf der Natur. Gab es einen Auslöser dafür?

SV: Neben der Natur gab es viele andere Themen in meinen Gedichten, die auch heute noch zum Tragen kommen. In meiner Jugend mochte ich vor allem Protestlieder, doch auf der Suche nach etwas, das für mich passt, bin ich auf die Natur gestoßen, denn darin steckt so viel. Wir alle sind ja ein Teil der Natur und darin eingebettet. Sie ist eine Meisterin in dem Sinne, dass sie alle Essenzen bündelt. Aus dieser Kraft und der Stille in der Natur entsteht eine Bewegung, die wiederum in den Sprachfluss führt.

Gibt es in der afghanischen Tradition eine starke Beziehung zur Natur oder eher nicht?

JRS: In Afghanistan leben 80 Prozent der Menschen von der Natur, sie sind Bauern, es ist kein Industrieland. Wir feiern traditionelle Feste für die Natur, und viele unserer Lyriker haben oft über die Natur geschrieben. Zudem gibt es eine Reihe von Dichtern, die ihre Kritik an der Regierung, an dem System der Herrschaft durch poetische Worte über die Natur zum Ausdruck bringen.

Habt ihr Vorbilder?

SV: Gewisse Dichter:innen begegnen mir immer wieder, sie sind wie Freunde aus dem Reich



Silvia Villars, selbständige Vorsorgeberaterin und Klangpoetin. Sie leitet die Poesiewerkstatt »Poesie & Natur«, Infos unter www.erdenklang.ch



BAUM

Baum
du erbaust
mit deinen Armen
zum Himmel
mit deinen Wurzeln
zur Erde.

Silvia Villars, 2018

der Poesie. Nennen möchte ich zwei, nämlich Matsuo Bashō, einen japanischen Dichter, dessen Haikus – aus drei Zeilen mit zusammen 17 Silben bestehende japanische Gedichtform – ich sehr mag. Und die Libanesin Etel Adnan, eine Kosmopolitin, die letztes Jahr 96-jährig verstarb. Sie hat die arabische und westliche Welt auf faszinierende Weise verbunden.

JRS: Ein bestimmtes Vorbild habe ich nicht, denn ich lebe heute und ein anderer Dichter lebte in seiner Zeit, in einer anderen Atmosphäre – das passt nicht für mich. Allerdings gibt es viele Lyriker, die ich sehr mag, ich achte sehr auf das, was ich von ihnen lese.

Wenn ihr ein Gedicht schreibt – wie geht ihr vor und woran merkt ihr, dass es fertig ist?

JRS: Es ist ein langer Prozess – ich schreibe es, lege es zur Seite, lese es wieder, streiche vielleicht etwas, lasse es wieder ruhen. Ein Gedicht muss reifen, und fertig ist es, wenn ich zufrieden bin.

SV: Ich gehe raus in die Natur und warte, bis ich in die Resonanz komme. Wichtig ist für mich: Ich schreibe immer zuerst von Hand, aus der physischen Bewegung heraus entsteht etwas, das ich zu Papier bringe. Fertig ist das Gedicht, wenn ich es laut lese und spüre, dass es gebündelt und essenziell ist. Das kann mitunter bis zu einem Jahr dauern.

Was gibt euch das Schreiben von Lyrik persönlich?

SV: Für mich ist Poesie ein Zeichen von Lebendigkeit und Identität, ich erfahre etwas über mich und die Welt, das ich vorher nicht gewusst habe. Es ist auch eine Art Mutprobe, denn wenn wir wirklich in die Sprache eintauchen und sie schriftlich darstellen, das, was daraus ent-

standen ist, laut sprechen, dann ist es eine Handlung und diese klingt an.

JRS: Da stimme ich zu, das habe ich in der Schweiz so erfahren. In Afghanistan ging es mir darum, viel mit wenig zu sagen und das in eine Welt zu schicken, die ungerecht ist, in der nur wenige Menschen lesen können. In Afghanistan kann man vieles nicht äußern, Gedichte geben uns jedoch die Möglichkeit, vieles sozusagen durch die Blume zu sagen, was offiziell nicht möglich ist. Lyrik hat mir beigebracht, vieles in wenigen Worten auszudrücken, das andere hören wollen und selber nicht formulieren können.

Können Gedichte die Welt verändern?

JRS: Schön wäre es.

SV: Ich schreibe, weil ich damit eine positive Botschaft übermitteln möchte. Es geht nicht darum zu missionieren, ich denke jedoch, dass uns die Welt die Antwort darauf gibt, was wir tun. Und die Poesie gehört zur Welt, darin steckt die Allgemeingültigkeit der Gedichte. Dichter:innen bündeln etwas, und jeder nimmt sich etwas, das ist das große Geheimnis. Aus diesen Samen entstehen wieder neue Blüten.

JRS: Poesie vermittelt, und jeder nimmt daraus, was für ihn oder sie wichtig ist: Gedichte sind mehr als die Worte, in denen sie geschrieben sind. So gesehen inspiriert die Poesie jeden von uns.

Anne Rüffer im Interview
mit Silvia Villars und Jafar Rezei Sael



Jafar Rezei Sael, Dichter und Mitglied bei www.weiterschreiben.ch, kam Ende 2015 aus Afghanistan in die Schweiz.

UND NUN IST FRÜHLING

Spürbar sind die Geräusche der Regentropfen,
die zart auf die Blätter eines Baumes fallen,
wie der Schmetterling, der sich auf einer Blume niederlässt.

Mein innerliches ICH befreit sich von mir,
wie die zwitschernden Vögel,
die am Himmel Kunststücke vorführen,
um die echte Freiheit zu spüren.

Der Wind weht fein an die Bäume heran
und streichelt sie mütterlich,
lässt die Tropfen des Regens auf den Boden fallen.

Die Wurzel des Baumes ist reich an Wasser.

Und ich warte mit absoluter Stille hinter dem Baum auf ein Tröpfchen,
für meine Seele.

Jafar Rezei Sael, 2022

Die Geschichte der Drogen- politik in der Schweiz (1991–2021)

**Ruth Dreifuss, Vorsteherin
des Eidg. Departement des
Innern (1993–2002)**

Die Geschichte der Drogenpolitik fängt um einige Jahre früher an, als im Buch »30 Jahre Schweizer Drogenpolitik – 1991–2021« umrissen wird.

Bevor wir die Zeitspanne der Anerkennung neuer Methoden und ihrer politischen Umsetzung Revue passieren lassen, sollten die verschiedenen Akteure der 1980er auch gewürdigt werden, die die ersten Schritte unternommen haben, um das Leid der von gefährlichen illegalen Substanzen abhängigen Personen zu lindern. In dieser Zeit der Pionier:innen war die öffentliche Diskussion über diese Menschen noch von irrationalen Ängsten, Unkenntnis und Vorurteilen geprägt. Die offizielle Politik, außer in gewissen Städten, beharrte auf der Umsetzung repressiver Maßnahmen und auf das ausschließliche und illusorische Ziel einer drogenfreien Gesellschaft. Denken wir zurück an die Pionier:innen, die saubere Spritzen verteilten, als es noch nicht erlaubt war, an das erste Fixerstübli, 1986 in Bern eröffnet, an die Vereine, die sich den Bedürfnissen nach Schlaf, Essen, Hygiene und menschlichen Kontakten von Personen,

die durch die Drogenabhängigkeit verwahrlost und marginalisiert wurden, widmeten. Von ihnen haben wir gelernt, dass es nicht nur möglich, sondern notwendig war, neue Wege zu erkunden.

Lernen ist das Kennwort der Entwicklung der schweizerischen Drogenpolitik in der Zeitspanne von 1991 bis 2021. Lernen, evaluieren und breite Vermittlung der Ergebnisse dieser experimentellen Phase an die breite Öffentlichkeit waren die Voraussetzungen dafür, eine Mehrheit im Parlament zu erreichen und die Bürger:innen zu überzeugen, dass die politischen Prioritäten von der Repression zur öffentlichen Gesundheit zu verschieben seien.

An diesem Lernprozess waren unzählige Akteur:innen beteiligt: Das Verständnis zwischen Polizei und Justiz, medizinischen und sozialen Fachleuten nahm zu und erlaubte eine Zusammenarbeit zum Wohl und zur Sicherheit der gesamten Gesellschaft; Städte teilten, mithilfe des Bundesamtes für Gesundheit, ihre Erfahrungen; Wissenschaftler:innen aus verschiedenen Disziplinen wurden zur Evaluation beauftragt; und – am wichtigsten vielleicht – die direkt Betroffenen und ihre Familien wurden ernst

genommen und gehört. In den vielen Abstimmungen, die auf Gemeinde-, Kantons- und Bundesebene stattgefunden haben, konnte die Bevölkerung sich eine von Fakten unterstützte und nicht von Vorurteilen geprägte Meinung bilden.

Der Weg zu den schweizerischen Reformen der Drogenpolitik ist ein Lehrbuch über politische Prozesse, die zum Erfolg führen. Es ist nur zu wünschen, dass dieser Prozess, jetzt, da die Drogenprobleme nicht mehr im Vordergrund der beklemmenden Sorgen der Bevölkerung stehen, weitergeht. Die Arbeit ist noch nicht vollendet. Solange die Maßnahmen zur Gesundheitsförderung und Schadensminderung noch nicht allen zugänglich sind, die sie brauchen, solange die Bestrafung der Personen, die Drogen konsumieren, nicht aufgehoben wird, solange der Drogenmarkt in kriminellen Händen bleibt und nicht vom Staat reguliert wird, bleibt das Drogenproblem ungelöst. Es braucht Regelungen, die nicht nur dem Schwarzmarkt, sondern auch den Interessen privater, lukrativer Geschäfte und der Anpreisung ihrer Produkte einen Riegel schieben.

Rechts: Ruth Dreifuss, Bundespräsidentin, 1999; Vorsitzende der »Global Commission on Drug Policy«.

Ruth Dreifuss – eine Visionärin

Als Ruth Dreifuss 1993 in den Bundesrat gewählt wurde, schlug für die Politik in der Schweiz eine Sternstunde. Just hatte der Bundesrat unter dem Druck der Folgen einer Heroinepidemie beschlossen, einen aufsehenerregenden Schritt zu tun, nämlich unter Umgehung der Kantone und der politischen Parteien einen radikal neuen Umgang mit der Drogenproblematik zu dekretieren. Zu neu waren die Erfahrungen der Pioniere, zu groß waren die Befürchtungen und Widerstände gegen die als notwendig erachteten Neuerungen. Ging es doch um nichts Geringeres als um den Wechsel von einer international dominierenden Verbotspolitik zu einer aktiven Gesundheitspolitik der schadensbegrenzenden Maßnahmen. Was als ein selbst gemachtes Problem einiger Städte aussah, wurde zum Ausgangspunkt für ein vertieftes Verständnis der Hintergründe und damit als ein Problem nationalen Ausmaßes anerkannt. Bundesrat Flavio Cotti blieb es vorbehalten, den von der Zürcher Stadträtin Dr. Emilie Lieberherr an ihn herangetragenen Vorschlag für eine neue Drogenpolitik in den Gesamtbundesrat empfehlend einzubringen.

Nun brauchte es die richtige Persönlichkeit am richtigen Platz. Ruth Dreifuss verfügte über Erfahrung im Umgang mit sozialen Problemen und erkannte die Chancen der bestehenden Vorlage. Das Departement des Inneren, zuständig für die Gesundheitspolitik, bot die Voraussetzungen für eine solche Um-

setzung. Offen für Experimente und Lernerfahrungen, gelang es ihr, die Chancen zu nutzen. Die bedrohliche Krise des Drogenelends und seiner Folgen für die Bevölkerung wurde entschärft, die Anerkennung folgte in Form fortgesetzter positiv verlaufender Volksabstimmungen.

Einen besonderen Höhepunkt bildete im Juni 2019 die Verleihung eines internationalen Preises für herausragende kriminologische Leistungen durch das schwedische Justizministerium. Es gab ein Symposium zum zentralen Thema der heroingestützten Behandlung (HeGeBe) und deren Ergebnisse sowie damit verbundene Lernprozesse, die in den USA abgelehnt wurden. Mir fiel die Aufgabe zu, unsere Studien zu den kurz- und langfristigen Auswirkungen für die Teilnehmer:innen und für das Behandlungssystem sowie für die öffentliche Ordnung darzustellen. Dem Anlass gemäß standen der Rückgang des suchtkrankheitsbedingten Delinquenzverhaltens der HeGeBe-Patienten, das Schrumpfen des illegalen Drogenmarktes und der typischen Kleinkriminalität von Drogenkonsumenten in den Städten im Vordergrund. Kriminologische Studien des Lausanner Strafrechtsprofessors Martin Killias und seiner Mitarbeiter:innen wie auch polizeiliche Statistiken belegten das eindrücklich. Aber auch die Schicksale der Teilnehmer:innen am HeGeBe Programm bezüglich Normalisierung des Lebensstils, sozialer Integration und rückfallsfreiem Ausstieg aus dem Programm blieben eindrücklich. All-

Ambros Uchtenhagen (Hg.) | 30 Jahre
Schweizer Drogenpolitik – 1991–2021
ISBN 978-3-907351-03-1 | ↗ Neuerscheinungen, S. 53



dies durfte zu Recht den umsichtigen Maßnahmen der Preisträgerin zugeschrieben werden.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass das Verhandlungsgeschick unserer ehemaligen Bundespräsidentin und eine professionelle Kommunikation über die Entwicklungsschritte in diesem kollektiven Lernprozess viel zum Erfolg der neuen Drogenpolitik beigetragen haben.

Ambros Uchtenhagen





SOS MEDITERRANEE rettet Leben

Vor unseren Augen, direkt vor den Küsten Europas, herrscht seit Jahren eine humanitäre Krise: Seit 2014 kamen im zentralen Mittelmeer, der tödlichsten Fluchtroute der Welt, über 19000 Menschen ums Leben. Obwohl Menschen weiterhin auf seeuntauglichen Booten vor Menschenrechtsverletzungen und Gewalt aus Libyen flüchten, haben sich die europäischen Staaten aus der Seenotrettung im zentralen Mittelmeer zurückgezogen. Zivile Rettungsorganisationen wie SOS MEDITERRANEE versuchen,

diese Lücke zu füllen, und sind sich einig, dass dem Sterben im Mittelmeer nicht tatenlos zugeesehen werden darf. Denn Seenotrettung ist nicht nur eine humanitäre und moralische Pflicht, sondern auch eine rechtliche. So schreibt das internationale Seerecht vor, dass jeder Person in Seenot Hilfe geleistet werden muss.

Auf dieser Basis führt SOS MEDITERRANEE mit den Schiff Ocean Viking Rettungseinsätze durch und konnte über 35000 Menschen zu Hilfe kommen, darunter auch Yoel und seiner Familie. *»Ich habe das Gefühl, dass ich an dem Tag, an dem ihr uns gerettet habt, neu geboren wurde. Ich habe Kinder, und ich möchte, dass sie ein besseres Leben haben als das, das ich hatte. Alles, was ich tue, ist für sie«,* so Yoel. Nach der Rettung werden die Überle-

rüffer & rub

Notizbuch

benden in Schutzräumen untergebracht, den Frauen und Kindern ist ein spezieller Raum vorbehalten. Viele der Menschen, die von der Crew von SOS MEDITERRANEE geborgen werden, sind verletzt; sei es von der stunden- oder gar tagelangen Überfahrt übers Mittelmeer oder von ihrer Flucht und der Zeit in libyschen Inhaftierungslagern. An Bord kümmert sich daher ein medizinisches Team um sie. Denjenigen, die ihre Geschichte erzählen möchten, wird zugehört. Denn SOS MEDITERRANEE möchte nicht nur Leben retten, sondern auch die humanitäre Krise im Mittelmeer bezeugen und die Stimmen der Geretteten an die Öffentlichkeit tragen.

Mehr Informationen finden Sie auf www.sosmediterranee.ch.



Karl Rühmann | Der Held - Roman | 264 S.
ISBN 978-3-906304-63-2 | Hardcover

Karl Rühmann | Heroj | 244 S. | ISBN 978-953-5202-813 | Hardcover: ISBN 978-953-52-0532-6 | Broschur: ISBN 978-953-52-0531-9 | Erschienen 2022 im Verlag V.B.Z. (<https://harsa.hr>)

»Der Held« von Karl Rühmann ist nach »Glasmurmeln, ziegelrot« bereits der zweite Roman aus unserem Programm, der beim Verlag V.B.Z. auf Kroatisch erschienen ist. Der Zagreber Verlag erwartet ein großes Interesse sowohl beim Publikum als auch seitens der Medien. Im Gegensatz zum deutschsprachigen Publikum, das den Roman vor dem Hintergrund einer geografisch und zeitlich weiter gefassten Analyse von Wahrheit und Subjektivität gelesen hat, wer-

den kroatische Leser:innen die Handlung eindeutig in den letzten Balkankrieg einbetten und die Protagonist:innen viel klarer einigen historischen Figuren zuordnen. Der Krieg ist in der kroatischen Öffentlichkeit immer noch präsent und wird auch nach fast 30 Jahren überaus kontrovers diskutiert.

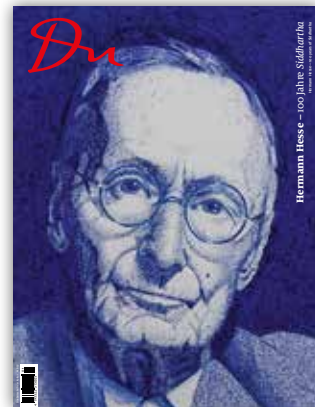
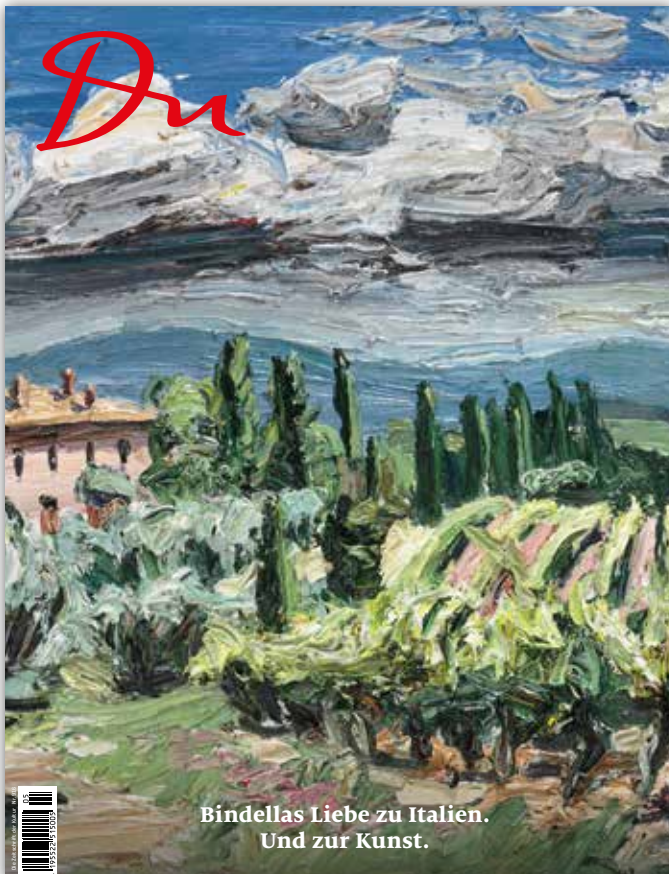
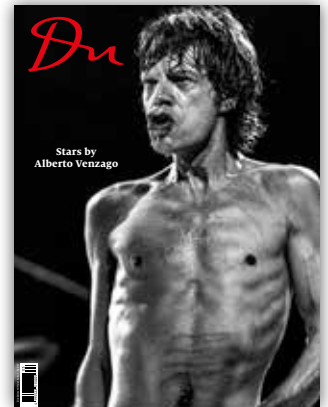
Das Buch wurde vom renommierten Übersetzer Dalibor Joler ins Kroatische übertragen, der auch »Glasmurmeln, ziegelrot« übersetzt hatte.

Du

Die Zeitschrift der Kultur

Seit 80 Jahren das Beste
aus Literatur, Kunst,
Musik, Fotografie, Film,
Architektur, Design
und Gesellschaft.

Jetzt abonnieren und keine Ausgabe verpassen:
abo@du-magazin.com +41 58 200 55 23 www.du-magazin.com



Ist Freiwilligenarbeit selbstverständlich?

Freiwillige Engagements sind in unserer Gesellschaft unterschiedlich sichtbar. Dies haben wir zum einen während der Erarbeitung des Buches »Freiwillig aktiv Bern« erfahren. Zum anderen ist uns dieser Umstand aus der Begleitung eines Jugendlichen bekannt, der aus Afghanistan geflüchtet ist.

Bei der Begleitung von Ali Nuri (Name geändert), der seit 2015 in der Schweiz lebt, haben wir die Chancen und Grenzen der Freiwilligenarbeit selbst erlebt. Das Zusammenleben und somit das Teilen des Alltags mit dem Jugendlichen war eine bereichernde Aufgabe, die uns aber auch forderte. Einfachere Fragen wie zum Beispiel: »Was kommt beim gemeinsamen Essen auf den Tisch?«, standen neben komplexeren wie: »Wie können die Gebühren für das Karatetraining bezahlt sowie ein Kimono beschafft werden, um den Wunsch Alis zu verwirklichen?«

Bei der Freiwilligenarbeit wird unterschieden zwischen Engagements in Vereinen und Organisationen sowie freiwilligen Tätigkeiten, die außerhalb von vorgegebenen Strukturen aus privater Initiative entstehen. Erste nennt man institutionelle Freiwilligenarbeit, während man die Zweite als informelle Freiwilligenarbeit bezeichnet.

Da informell freiwillige Tätigkeiten nicht durch Organisationsstrukturen geregelt werden, können sie individuell ausgestaltet werden. Der Vorteil ist, dass die Bedürfnisse aller Beteiligten berücksichtigt und kurzfristige

Änderungen flexibel gehandhabt werden können. So war es Ali bei der Möblierung seines Zimmers wichtig, den vom Sozialamt vorgesehenen Betrag nach seinen Wünschen einzusetzen. Neben gebrauchten Möbeln fand deshalb eine neu erworbene Deckenlampe Eingang in sein Zimmer.

Im Gegensatz zu institutionellen gibt es bei informellen Engagements keine Vorgaben zu Dauer und Verbindlichkeit. Wie lange Ali das Wohnangebot in Anspruch nehmen würde, war nicht festgelegt. Nach zwei Jahren äußerte er schließlich den Wunsch auszuziehen.

Informell freiwillige Engagements bewegen sich oft im Bereich der Care-Arbeit, in der soziale und oft auch familiäre Beziehungen eine große Rolle spielen. Neben Chancen bergen solche Engagements auch Herausforderungen: So müssen Abmachungen und Erwartungen zwischen den Beteiligten im Alleingang geklärt und die Verantwortung für die Qualität der geleisteten Freiwilligenarbeit selbst getragen werden. Beim Zusammenwohnen mit Ali musste anfangs vieles geklärt werden: Vom Putzplan über finanzielle Aufwendungen für die Wohnung bis zu gemeinsamen Aktivitäten. Dies sind Themen, die in jeder Wohngemeinschaft ausgehandelt werden. Die Unterschiede bei uns bezüglich Alter, beruflichem Hintergrund, finanzieller Situation, Kultur und Sprache hätten aber kaum größer sein können. Dennoch gelang es uns meist, die verschiedenen Vorstellungen offen zu besprechen und zu klären.



Informell freiwillig engagierte Menschen haben keine Organisation im Rücken, an die sie sich bei Fragen wenden können. Da wir bisher vor allem Erfahrungen in der institutionellen Freiwilligenarbeit gesammelt hatten, wurden uns die Unterschiede zwischen diesen beiden Ausprägungen der Freiwilligenarbeit erst im Verlauf unseres Engagements bewusst. Nicht selten hätten wir uns, zum Beispiel bei Fragen im Zusammenhang mit dem laufenden Asylverfahren oder den Ausbildungsmöglichkeiten für Ali, eine Anlaufstelle oder einen Austausch mit anderen Freiwilligen gewünscht.

Häufig sind sich Menschen, die informell freiwillig tätig sind, nicht bewusst, dass sie mit ihrem Engagement einen gesellschaftlichen Beitrag leisten. Sie schätzen ihr Tun meist als selbstverständlich ein. Diese Erfahrung haben wir auch bei unseren Interviewpartner:innen für das Buch gemacht. Oft mussten wir bei den Befragten aktiv nachfragen, ob und welche freiwilligen Engagements sie neben den institutionellen ausüben. Wir haben schließlich Menschen gefunden, die sich in der eigenen Familie



engagieren und solche, die sich um Migrant:innen kümmern:

Jeweils am Montag betreut Vally Nussbaumer ihre beiden Enkelkinder. Urs Niklaus verbringt immer mittwochs den Tag mit seinen beiden Enkelkindern. Michael Rychen schaut täglich bei seinem demenzkranken Vater vorbei [↗ Bild oben]. Sie gehen gemeinsam die Post durch, unterhalten sich bei einem Kaffee, und bei Bedarf erledigt Michael Rychen kleinere Arbeit im Haushalt.

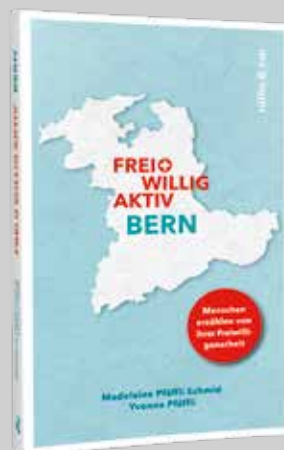
Hussain Amini ist aus Afghanistan in die Schweiz geflüchtet und lebt seither bei Yvonne Guizán [↗ Bild S. 28]. Sie unterstützt den jungen Mann bei seiner sprachlichen und beruflichen Integration. Ein ähnliches Engagement zeichnet Ulrich Burri [↗ Bild links] aus. Er bietet dem abgewiesenen Asylsuchenden Eremias Tekle (Name geändert) aus Eritrea eine Wohngelegenheit in seinem Haus und eine Tagesstruktur.

Im Kanton Bern werden jährlich geschätzt rund 70 Millionen Stunden freiwillige Arbeit geleistet. Davon entfallen zwei Drittel auf informell freiwillige Engagements. Diese Zahlen und unser Buch zeigen sowohl, wie wich-

tig Freiwilligenarbeit ist, als auch, dass informelle Freiwilligenarbeit zwar beinahe schon selbstverständlich geleistet wird, aber nicht als solche angesehen werden darf.

Madeleine Pfäffli Schmid, Yvonne Pfäffli

Madeleine Pfäffli Schmid, Yvonne Pfäffli
Freiwillig aktiv Bern | ISBN 978-3-906304-85-4 | ↗ Neuerscheinungen, S. 46



»Ich begegnete der Krankheit als literarische Autorin«



Schriftstellerin Ruth Schweikert

Die Schriftstellerin Ruth Schweikert erhält Anfang 2016 die Diagnose eines hoch aggressiven Brustkrebses. In ihrem Buch »Tage wie Hunde« erzählt sie autobiografisch und zugleich literarisch von dieser prägenden Zeit. Ein Gespräch über das Reden und Schreiben über eine lebensbedrohliche Krankheit.

Sie schreiben im Buch, beim Erhalten der Diagnose hätten Sie sofort gewusst, dass Sie darüber schreiben würden. Weshalb war das so klar?

RS: Es war wie ein Reflex. Eine Diagnose ist ja auch eine Zuschreibung, eine Beschreibung. Oft scheint sie quasi von einem Moment auf den anderen den ganzen Menschen einzunehmen. Für Ärzt:innen bist du der Fall X mit der Krankheit Y. Und man selbst merkt auch, dass dies sehr viel Raum einnimmt. Es war mir wohl instinktiv klar, dass für mich das Schreiben auch eine Notwendigkeit ist, um den Gedankenraum und den emotionalen Raum nicht vollständig durch solche Zuschreibungen besetzen zu lassen.

Das Buch ist in sieben Wochentage strukturiert, von Dienstag bis Montag. Sie beschreiben, dokumentieren und beobachten die Zeit der Krankheit sehr fragmentarisch. Wie ist es zur Form gekommen?

RS: Die Form war mir am Anfang überhaupt nicht klar. Was hingegen klar war: Es soll autobiografisch sein, aber trotzdem ein literarisches Buch werden. Ich begegnete dieser Krankheit

als literarische Autorin. Dann war ich in Paris und las eine Rezension über die Ausstellung »Days Like Dogs« von Camille Henrot im Palais de Tokyo. Die Künstlerin gliederte die Ausstellung in 14 Räume mit Namen von Wochentagen und Zeiten: Montag/Montagnacht. Und das schien mir ein taugliches Ordnungsprinzip, weil mich gerade die Überlagerungen beschäftigten, die während einer solchen Krankheitserfahrung passieren. Es läuft ja nicht alles chronologisch ab, obwohl die Zeit chronologisch abläuft: Man ist gedanklich und emotional immer wieder auch zurückgeworfen auf bestimmte frühere Momente. Das Nebeneinander und Gegenüber und Über-einanderschichten von Beobachtungen, Gedankenmomenten, die zeitlich voneinander entfernt sind und trotzdem sich überlagern, hat mich interessiert. Wir brauchen ja offensichtlich alle Ordnungen, suchen nach Koordinaten, wo vielleicht auch das Unerwartete, das Schwierige und die Zufälle einen Platz finden. So war es tatsächlich so, dass Diagnose wie Operation an einem Dienstag erfolgten, also, überspitzt formuliert, Todesurteil und

Rettung sind an »Dienstag« gekoppelt.

Corina Caduff schreibt in »Ein letztes Buch«, dass das Schreiben für viele Autor:innen, die über ihr Sterben schreiben, sie zumindest momentweise kräftigt. Haben Sie ähnliche Erfahrungen gemacht?

RS: Ja, aber nicht nur. Der Schriftsteller Hermann Burger schrieb, die Krankheit oder der Schmerz, den man sich vom Leib schreiben will, schreibt sich zugleich in die Haut. Ich brauchte zweieinhalb Jahre, bis dieses Buch fertig geschrieben war. Und ich weiß noch, mein Mann sagte irgendwann: »Jetzt hör mal auf. Schreib das Buch endlich zu Ende!« Ich erlebte, was Burger beschrieb, aber auch das Kräftigende des Schreibens. Ich versuchte, mehrere sprachliche Zustände in dieses Buch zu bringen: Vom Stottern und Stottern, weil die Sprache einem wegbriecht, sodass ich nicht mal mehr Wörter richtig schreiben konnte, bis zu sehr elaborierten, ausgeklügelten Sätzen, über denen ich tagelang saß. Wenn Formulierungen gelingen, wenn ein Satz oder Absatz durch die Gestaltung mehr ist als die Summe des Inhalts, den er erzählt, dann ist das für mich etwas Beglückendes und Kräftigendes.

Wenn man aus einer solchen Krankheitserfahrung nicht etwas für sich selbst herausziehen kann, dann hat man auch eine Chance verpasst. Ich tat dies un-

ter anderem mit dem Schreiben. Das heißt nicht, dass die Krankheit einen Sinn hat. Aber man kann versuchen, die Krankheitserfahrung zu lesen – sei es nur als Erkenntnis der eigenen Sterblichkeit und damit allgemein der Sterblichkeit oder indem man kranken Mitmenschen fortan anders, mit mehr Verständnis begegnet.

Bei Gesunden spürt man eine große Unsicherheit, wie man Kranken begegnen soll. Sie streuen im Buch Nachrichten von Bekannten ein, die Sie während der Zeit erhalten haben, meist unkommentiert, und zwingen die Leser:innen dazu, sich zu fragen: Wie hat Ruth Schweikert wohl darauf reagiert? Wie würde ich darauf reagieren?

RS: Es gibt kein Richtig oder Falsch. Was sich in diesen Nachrichten zeigt, ist oft eine Hilflosigkeit. Ich würde im Umgang mit Kranken Mut machen, gerade die eigene Unsicherheit zu formulieren. Zu sagen: Ich fühle mich überfordert, ich weiß gar nicht, wie ich mit dir sprechen kann. Ich weiß nicht, wie dir zumute ist. Oft ist auch diese ganze »Kommuniziererei« für einen Kranken anstrengend: Viele Menschen nehmen Anteil und wol-

Ruth Schweikert | Tage wie Hunde | S. Fischer Verlag | ISBN 978-3-10-397386-0



len immer wissen, wie es dir geht. Aber sie wollen natürlich am liebsten hören: Ja, es geht gut. Jaja, ich ertrage das schon. Jaja, das kommt wieder gut. Und dann gibt es natürlich die Momente, in denen man nichts sagen möchte, weil die Situation mit der Krankheit auch etwas Intimes ist. Die Situation ist also für beide Seiten anspruchsvoll.

Allgemein scheint es, wird in der Öffentlichkeit immer mehr über Krankheiten, das Sterben und den Tod gesprochen. Würden Sie dem zustimmen?

RS: Ich glaube, was Krankheit generell angeht, auch sogenannte psychische, hat es in den letzten Jahrzehnten einen fundamentalen Wandel gegeben. Ich gehöre zu einer Generation, die damit aufwuchs, dass sehr vieles verschwiegen wurde, Familiengeheimnisse durften nicht offen benannt werden. Das hat sich nun verändert bis hin zu einer Kultur der totalen Veräußerung, zum Beispiel in den Sozialen Medien. Manchmal frage ich mich, wo bleibt dabei der Raum, wo ich auch etwas mit mir selbst ausmache? Vielleicht hat die Entwicklung damit zu tun, was der Soziologe Andreas Reckwitz mit »Gesellschaft der Singularitäten« benennt. Wenn es nicht mehr darum geht, möglichst unauffällig in der Masse aufzugehen, können eine Krankheit oder Krankheitserfahrungen tatsächlich zu einer identitätsstiftenden Größe werden. Da stellt sich natürlich die Frage, was das mit unserer Gesellschaft macht, aber auch mit dem einzelnen Individuum, das quasi über einen Unique Selling Point verfügen muss, um in unserer Gesellschaft nicht unbeachtet unterzugehen. Ich verfolge aufmerksam, was da passiert.

Das Buch versammelt Auszüge aus neun literarischen Sterbepbüchern, darunter 25 Seiten aus »Tage wie Hunde« von Ruth Schweikert. Ihr Werk wurde in der Textsammlung aufgenommen, weil es den Umgang mit einer lebensbedrohlichen Erkrankung eindrücklich schildert.

Corina Caduff (Hg.) | Ein letztes Buch – Autorinnen und Autoren schreiben über ihr Sterben | ISBN 978-3-907351-10-9
➤ Neuerscheinungen, S. 52



Sie schreiben in »Tage wie Hunde«: »Und dann wünsche ich mir, ich könnte mir diese Bereitschaft aneignen, die großzügige Bescheidenheit, diese Gastfreundschaft gegenüber dem Tod, wie sie Walter Matthias Diggelmann in »Schatten, dem Tagebuch einer Krankheit«, seit 1979 mit uns lebenden Lesenden teilt.« Verstehen Sie Ihr Buch als eine Brücke zwischen den Kranken und Gesunden?

RS: Ja, das ist natürlich etwas, das ein Buch ermöglicht. Ich erfahre dann zum Beispiel, wie Walter Matthias Diggelmann 1979 über sein Sterben nachgedacht und geschrieben hat. Deshalb hat die Menschheit wahrscheinlich die Schrift erfunden. Weil sie etwas tradiert, damit tatsächlich so etwas wie ein Sprechen über Generationen hinweg ermöglicht und die Hinterlassenschaft wieder lebendig werden kann.

Das Interview führte Felix Ghezzi.

Über drei Bücher, die ich mit ins Land der Koalas genommen habe

Der Historiker und ehemalige Gymnasiallehrer Christoph Emanuel Dejung ist 2009 von der Schweiz nach Australien ausgewandert. Den größten Teil seiner umfangreichen Bibliothek hat er seiner Tochter Sarah übergeben - zusammen mit Bemerkungen und Erinnerungen zu Autorinnen und Autoren und ihren Werken, die nun auch als Buch erhältlich sind. Für »Einsichten« schreibt Dejung über drei der - wie er sie nennt - »ganz unverzichtbaren« Werke, die er auf den fünften Kontinent mitnahm.

Miguel de Unamuno

»San Manuel Bueno, mártir«

Mein geliebter Lehrer Hans Barth nannte ihn einen »Existenzialisten *avant la lettre*«: Miguel de Unamuno [1864–1936] beschreibt in seiner Erzählung »San Manuel Bueno, mártir« (veröffentlicht 1932) die Gestalt eines Dorfpfarrers, der seinen Glauben verloren hat, dies aber verheimlicht, weil er die ihm anvertrauten Menschen schützen zu müssen glaubt; die niemals damit würden leben können, wenn sie von seinem Glaubensverlust erführen.

Das Buch über San Manuel entwickelt sich so, dass nur Angela, die Erzählerin, und ihr aus Amerika heimgekehrter Bruder verstehen, was mit dem seltsamen Heiligen geschehen ist. Ihnen gegenüber beichtet der Mann seinen Unglauben, nicht ohne Bescheidenheit, das heißt ohne im Geringsten zu bestreiten, dass es auf das Reden schlicht nicht ankomme, sondern nur auf die Tat. Später, als er stirbt, behauptet

der Bruder der Erzählerin, ihm habe Don Manuel einen Glauben eingeflößt, und auf ihre erstaunte Nachfrage sagt er: »Ja, Glauben: den Glauben, dass es im Leben Trost und Befriedigung gibt. Er hat mich vom Fortschrittsglauben geheilt. Es gibt nämlich zwei Arten von gefährlichen und schädlichen Menschen, Angela: Die einen sind überzeugt vom Leben nach dem Tod, von

Christoph Emanuel Dejung | 1725 Bücher für Sarah | ISBN 978-3-906304-94-6
➤ Neuerscheinungen, S. 49



der Auferstehung des Fleisches, und quälen wie Inquisitionsrichter - was sie ja sind - alle Übrigen, damit sie dieses Leben als Übergangsdasein gering achten und sich das jenseitige gewinnen; die anderen glauben ausschließlich an das irdische Leben ...« - »Como acaso tú«, gibt sie ihm zur Antwort, worauf er sagt: »Y sí, como Don Manuel.«

Rosa Luxemburg

»Briefe aus dem Gefängnis - An Sonja Liebknecht«

Jene Briefe, die sie an Sonja Liebknecht aus der politisch motivierten Gefangenschaft heraus zwischen 1916 und 1918 zum Teil herausschmuggeln ließ, zum Teil legal schreiben konnte, sind ein kulturelles Vermächtnis, das ich 1986 in Ostdeutschland fand. Genossen, die es auch im Personal der strengsten Gefängnisse gab, hielten die Verbindung zu Rosa Luxemburg [1871–1919] aufrecht. Was den/die Leser:in umwirft, ist die Kraft der gefangenen Frau, die vor allem liest, und mit Vorliebe Literatur aus Amerika und Großbritannien, stets ebenso verständnisvoll wie kritisch. Ein starkes Mitgefühl, natürlich zuerst einmal mit der Adressatin, lässt jeden Leser bewundernd staunen. Der Grundton der sichern Hoffnung verliert sich nie, er wirkt ganz natürlich. Es sind alles persönliche, private Briefe an die geliebte Freundin, fast nur über Literatur. Hat man zunächst den Eindruck, die Politikerin urteile mit (allzu) strengen Maßstäben über die literarischen Figuren, dann wird man schnell eines Besseren belehrt: Den Figuren gegenüber erlaubt sie sich, weil sie



literarisch sind, ein sehr anteilnehmendes Verständnis, mehr noch ein respektvolles Mitgefühl, den Autoren gegenüber ist sie sehr viel kritischer, indem sie mit guten Gründen ihre Distanz und ihre Ironie infrage stellt. Erschütternd, wie sie über das Schicksal der nordamerikanischen Indianer schreibt, die sie noch nicht als »First Nation« kennt ... Dass sie als Gefangene Zeitung lesen darf (was sie wohl gründlich tat), treibt sie dahin, ihre Freundin ins Museum zu schicken, wo ein neuer Tizian hängt. Wir (heutigen Leser) wissen, dass sie in den letzten Monaten ihres Lebens auch kritische Gedanken in den Betrachtungen über die

Oben: Rosa Luxemburg

Unten: Pieter Bruegel der Ältere: Die niederländischen Sprichwörter, 1559

Russische Revolution äußert, besorgt über den Bürgerkrieg; und da fällt dann auch der (für die Bolschewiki) vernichtende Satz: »Freiheit ist immer Freiheit des Andersdenkenden«, mit dem sie ihr »letztes Wort« gefunden hat ... Dass sie durch einen feigen Mord ihr Ende gefunden hat, dürfen wir nie vergessen, finde ich.

Wilhelm Fraenger
»Das Bild der »Niederländischen Sprichwörter« – Pieter Bruegels verkehrte Welt«

Über dieses Buch plante ich im Augenblick meiner Auswanderung einen Aufsatz, der ebenso meiner Dankbarkeit Ausdruck geben sollte wie dem Bedauern, dass der eigentliche Autor im Hintergrund darin nicht genannt wurde. Ich hätte zeigen wollen, warum der Theologe Sebastian Franck [1499–1543] die Hauptquelle des Malers war.

Wilhelm Fraenger [1890–1964] war in der Zeit der Weimarer Republik ein erfolgreicher Kunsthistoriker, der seinen Platz an den Berliner Museen 1933 verlor, in die er erst nach dem Krieg zurückkehren durfte. Dem Vergessen entrissen hat ihn ein Verein seiner Verehrer, der nach der Wende das Buch über den »Bauernbruegel« wieder heraus-

gab, also über das Bild »Die niederländischen Sprichwörter«, das mich immer faszinierte.

Was Fraenger besonders liebt, ist der Ausdruck »priamel«, was in der frühneuhochdeutschen Literaturgeschichte ein Spruchgedicht bezeichnet, in dem man besonders gern Weisheiten oder Sprüche fasste. Fraenger schaffte es, auf dem Bild von Bruegel mehr als 100 solcher Sprüche zu isolieren, die als Ganzes so integriert sind, dass der Betrachter nichts weiter als Humor bemerken muss, vielleicht einen Anflug von Schildbürgern und ihren Streichen bemerkt. Zentral im Bild, das wie andere Bilder des Meisters mit der Harmlosigkeit der Szenen zu spielen scheint, steht ein Haus mit einer Art von Wirtshaus-Schild, das allerdings eine Weltkugel darstellt mit dem Kreuz gegen unten; der dem Bild erst im Museum zugewachsene Titel »Verkehrte Welt« zeugt davon. Ob jemals alle versteckten Sprichwörter sicher herausgefunden werden können, ob man da und dort vielleicht auch solche dazu erfunden hat, hätte uns höchstens der Maler selbst definitiv sagen können; dass ziemlich viele der festgestellten Redeweisen in anderen Sprachen auch zu finden sind, ist nicht zufällig; Hans Fehr wies viele Beispiele aus dem Schweizerdeutschen nach; Fraenger selbst zog es vor, in François Rabelais den Ursprung der Arbeit Bruegels zu finden. Meine Überzeugung, Franck sei der wichtigste Anreger gewesen, nährt sich an der Art des drastischen Humors von Franck, der vielleicht seine Verachtung für die Welt der Gelehrten und Erfolgreichen camouflierte.

Christoph Emanuel Dejung



Würde und Schicksal

Die erste Auflage dieses Buchs erschien im Jahr 2016, seither ist dieses Buch für viele Betroffene und Angehörige, aber auch Professionelle, zu einem ständigen Begleiter geworden, weil es Fragen aufwirft und mögliche Antworten anbietet.

Menschen mit Demenz stellen sich zu Beginn der Erkrankung oft die Frage, wie es sein wird, wenn sie nicht mehr die Person von früher sein werden. Angehörige fürchten sich, dass sie vergessen könnten, wie die geliebte Person war. Klar ist: Würde kann keinem Menschen genommen werden, auch nicht einem Demenzkranken, solange ihn das Gegenüber in seinem veränderten Sein annimmt und versteht.

Demenz – Punkt. Es geht nicht um Richtig oder Falsch, es geht darum, dass wir uns für Gedanken öffnen, die uns bis anhin verborgen waren. Die Autor:innen sind renommierte Fachleute aus Medizin, Theologie und Wissenschaft, aber auch Menschen, die tagtäglich mit der Demenzerkrankung konfrontiert werden, sei das als direkt Betroffene, als Angehörige oder als Professionelle. Zu Wort kommen viele Persönlichkeiten

und greifen Themen auf wie Sinnfindung, Abschied, Angst, Partnerschaft, Sexualität, Scham oder Wut. Was bedeutet die Erkrankung für Menschen mit Migrationshintergrund oder für Familien mit einer genetischen Belastung? Muss Palliation bei dieser Erkrankung anders definiert werden?

Die Demenz tritt schicksalhaft ein. Giovanni Maio meint dazu: »Die Medizin ist angetreten, um das Schicksal zu bekämpfen ... Aber gerade dieser erreichte Erfolg droht heute der Medizin zum Verhängnis zu werden, weil die moderne Medizin in ihrer auf Machbarkeit orientierten Grundhaltung dem Irrglauben verfallen ist, dass sie überhaupt kein Schicksal mehr zu akzeptieren brauche ...« Viele Demenzerkrankte und ihre Angehörigen zeigen uns, wie sie lernen – trotz Schmerz –, das Schicksal zu akzeptieren.

Die Erkrankung betrifft genau den Bereich, der uns so wichtig ist: unser Denken und unsere Persönlichkeit, weswegen sich die Frage stellt, ob ein solches Leben noch Sinn macht. Der Sinn des Lebens wird meist damit verknüpft, ob das Leben dem entspricht, was wir von ihm erwarten. Wenn man Sinn so definiert, dann hat das Leben mit Demenz tatsächlich wenig Sinn. Es könnte aber auch darum gehen, dass wir fähig werden, in jeder Situation, die uns schicksalhaft gegeben wird, nicht aufzugeben – wir alle sind Suchende. Der Sinn des Lebens ist nicht allein durch Hirnleistung bestimmt, sondern durch die bewusste Wahrnehmung jedes einzelnen, einzigartigen Moments. Eine Angehörige schreibt während des Sterbeprozesses ihres Ehemanns: »Ja, da sehnt man sich manchmal nach dieser Zeit, und wenn sie da ist, ist es auch wieder zu früh. Doch im Moment haben wir einfach ZEIT zum Dasein!«

Leben besteht aus dem ständigen Prozess des Loslassens. Betroffene und ihre Angehörigen sind gezwungen, immer wieder loszulassen. In diesem Prozess des Loslassens sind sie uns voraus.

Irene Bopp-Kistler



Was ist aus Ihrer Sicht als Herausgeberin und Autorin das Besondere an diesem Buch?

Irene Bopp-Kistler: Dieses Buch vermittelt nicht nur Wissen, sondern viele Perspektiven, und zwar nicht nur medizinische, sondern auch zutiefst menschliche. Es stellt Fragen nach dem Sinn und den Grenzerfahrungen des Lebens. Es beleuchtet Fakten, es lebt von den Geschichten der Betroffenen, Angehörigen und Professionellen. Es zeigt auf, dass eine Demenzerkrankung ganze Systeme durcheinanderbringt und immer noch kein Durchbruch in der medikamentösen Therapie da ist; trotzdem erleben die Lesenden Hoffnung und Zuversicht.

Für wen ist dieses Buch vor allem geeignet?

IBK: Das Buch ist für Angehörige, aber auch für Professionelle und Menschen, die dem Thema Demenz begegnen, geeignet.

Viele Menschen setzen ihre Hoffnungen auf neue Medikamente – was tut sich da?

IBK: Leider ist der Durchbruch immer noch nicht da, im Buch wird darauf eingegangen, wo die Forschung aktuell steht.

Was hat sich seit der ersten Auflage 2016 geändert?

IBK: Die dritte Auflage wurde vollständig revidiert und auch gekürzt. Das Kapitel der therapeutischen Möglichkeiten wurde aktualisiert und erweitert. Gewisse gesundheitspolitische Themen wurden gestrichen, da sie nicht mehr aktuell sind.

Dafür sind neue Beiträge hinzugekommen. Diese aktualisierte Auflage entspricht dem heutigen Wissensstand.

Was sagen die Betroffenen und Angehörigen zu diesem Buch?

IBK: Das Buch liegt oft auf den Nachttischen der Angehörigen. Für sie ist es ein wichtiger Begleiter, wenn sie nicht mehr weiterwissen. Viele Professionelle

schätzen das Buch, weil es die gesamte Breite der komplexen Thematik verständlich auffächert. Oft wird es auch in Angehörigengruppen benutzt, oder es gilt als wegweisender Leitfaden für Menschen ohne professionellen Hintergrund, die sich um Menschen mit Demenz kümmern.

Irene Bopp-Kistler (Hg.) | demenz. – Fakten Geschichten Perspektiven | ISBN 978-3-907351-12-3 | 1. Neuerscheinung, S. 52



THEMA »DEMENZ« BEI RÜFFER & RUB



Pauline Boss | Irene Bopp-Kistler, Marianne Pletscher (Hg.) | Da und doch so fern – Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken | 240 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907625-74-3 | CHF 36.00 | EUR 32.00
Erschienen 2014



Pauline Boss | Irene Bopp-Kistler, Marianne Pletscher (Hg.) | Da und doch so fern – Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken | gelesen von Larissa Schleelein | 4 CDs, 264 Min. | ISBN 978-3-907625-92-7
CHF 36.00 | EUR 36.00 | Erschienen 2015



Elena Ibello, Anne Rüffer (Hg.) | Reden über Demenz | 168 S. | Broschur | ISBN 978-3-906304-29-8 | CHF 19.80 | EUR 18.00
Erschienen 2017

An stillen Augenblicken teilnehmen



Als es darum ging, den richtigen Fotografen oder die richtige Fotografin für ein heikles Thema - Frauen erzählen von ihrer Brustkrebs-erkrankung - zu finden, war Felix Eidenbenz (FE) [↗ S.37 oben] der klare Favorit der beiden Buchautorinnen. Ausschlaggebend war seine eindruckliche Ruhe, die er im Vorgespräch ausstrahlte, und die Fähigkeit, die hohe Sensibilität dieser Frauen zu erfassen.

Seither hat Felix Eidenbenz für zwei weitere Bücher des Verlags von Menschen in außergewöhnlichen Situationen die Porträts gemacht. Und einmal mehr fühlten sich die Protagonist:innen erkannt und gut ins Bild gesetzt - obwohl man sie bei einem Projekt gar nicht wirklich sieht. Was es damit auf sich hat, wird in diesem Beitrag erläutert.

Die Diagnose Brustkrebs bedeutet ein einschneidendes Erlebnis im Leben jeder Frau - es beginnt eine Zeit der intensiven Behandlungen, der Auseinandersetzung mit dem Kranksein und mit sich selbst. Für das Buch »Vom Anfangen und Weitermachen« fotografierte Felix Eidenbenz 19 Frauen.

Spielte die Krankheit der Frauen eine Rolle für dich?

FE: Natürlich, denn Brustkrebs ist ein sehr heikles Thema, und jede Frau geht sehr individuell damit um. Die eine ist sehr offen und zuversichtlich, die andere eher ängstlich, und das zeigte sich dann in den Gesprächen und dann auch in den Bildern.

Du nimmst dir jeweils viel Zeit für ein Gespräch. Was willst du dabei rausfinden?

FE: Es ist mein persönliches Interesse an der Person, die ich fotografiere. Und zudem geht es mir darum herauszufinden, wie ich den Respekt für diesen Menschen mit der Kamera umsetzen kann. Bei diesen Frauen war es mir wichtig, genau zu spüren,

wie offen darf ich sie zeigen, denn sie waren alle in der Situation, eine schwere Krankheit überstanden zu haben.

Warum hast du dich entschieden, alle Frauen in der gleichen Situation - in, auf, um einen alten Chesterfield-Sessel herum - abzulichten?

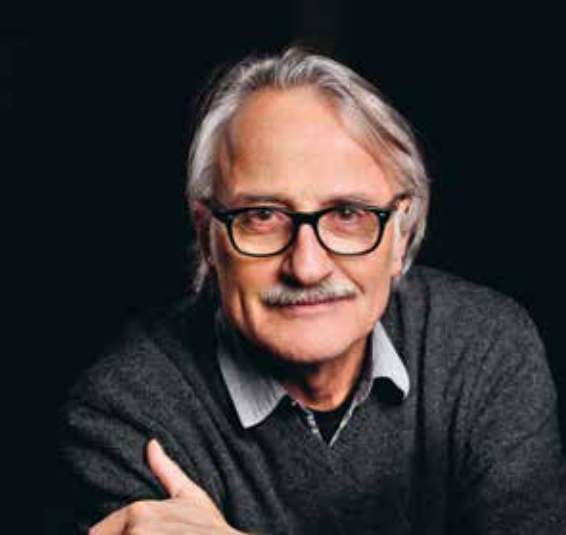
FE: Weil alle Frauen in der gleichen Situation waren - und dieser wuchtige Sessel war wie eine Metapher für die Krankheit: Die einen sind lässig in dem Stuhl gesessen, schauen sehr selbstbewusst und mit offenem Blick in die Kamera, andere waren eher scheu, eine wollte sich gar nicht zeigen, und eine wollte sich nur von hinten zeigen.

*

Erst vor Kurzem wurde ein weiteres Buch fertig, für das Felix Eidenbenz die Fotos gemacht hat. Diesmal geht es um Menschen, die berichten, wie sie ein gutes Leben nach der Sucht führen. In »Mein letzter Rausch« er-

Teelke Beck, Irene Brenneisen (Hg.)
Vom Anfangen und Weitermachen -
Frauen erzählen von ihrem Leben nach
Brustkrebs | ISBN 978-3-907625-75-0





zählen neun Menschen von ihrem Sprung aus ihrer Suchterkrankung in die Unabhängigkeit und lassen die Leser:innen daran teilhaben, weshalb sie zu diesem Sprung angesetzt und wie sie in ihrem Leben wieder Halt gefunden haben.

Von Anfang an war klar, dass alle Protagonist:innen nicht erkennbar dargestellt werden, auch wenn sie noch so offen aus ihrem Leben erzählen. Und weil die Geschichten derart unterschiedlich waren, musste sich der Fotograf für jede und jeden etwas Eigenes überlegen. Wie zum Beispiel für Marco [↗ unten, rechts] und Gabriela [↖ unten, links].

Wie viel wolltest du vorher über die Geschichte von Marco und Gabriela wissen?

FE: Ich habe beide Texte – wie auch alle anderen – genau gelesen, um ihre Geschichte zu verstehen und mir zu überlegen, wie ich das umsetzen kann, um ihnen gerecht zu werden.

Was hat dich bei den beiden am meisten berührt und wie kam es schließlich zu genau der Aufnahme, die im Buch zu finden ist?

FE: Marco ist ein absoluter Familienmensch, dort findet er seine Geborgenheit, und seine Frau hat ihn sehr stark unterstützt; seine Dankbarkeit ist enorm, das wollte ich zeigen, und ihm war das ebenfalls sehr wichtig. Er wollte an einen Platz gehen, an dem er viel mit seiner

Familie ist, und diese Umarmung zeigt für mich genau diese Geborgenheit und seine Dankbarkeit.

Gabriela ist für mich eine starke Person, so habe ich sie bei unserem Treffen und im Gespräch erlebt. Und weil ich wusste, dass sie malt, bat ich sie, mir einige Bilder zu zeigen. Eines hat mich enorm angesprochen, es war noch nicht fertig, und sie hat sich dann an die Staffelei gesetzt, was ich sehr kraftvoll fand – das Bild selbst und die Malerin.

Wie viel Nähe und Vertrauen braucht es für eine gute Aufnahme?

FE: Das ist ganz unterschiedlich, manchmal ergibt sich nach einem Gespräch eine gewisse Vertrautheit, die das Foto widerspiegelt. Meine Erfahrung zeigt, je interessierter man sich einer Person nähert, desto eher ist sie bereit, sich zu öffnen.

So unterschiedlich die dargestellten Personen auch sein

Susanna Valentin | Mein letzter Rausch –
Porträts über ein gutes Leben nach der
Sucht | ISBN 978-3-906304-99-1 | ↗ Neu-
erscheinungen, S. 53



mögen, die Porträts von Felix Eidenbenz lassen einen an einem stillen und intimen Augenblick teilnehmen, ohne dass man diesen Menschen zu nahe tritt. Oder wie es der Fotograf selbst ausdrückt: »Wenn ich die Aufnahme sehe, muss sie ›leben‹, ›belebt sein‹. Und die richtig guten Aufnahmen sind diejenigen, in denen sich der/die Porträtier:te auch wiedererkennt.«

Anne Ruffer



Von der Idee zum Videogespräch

»Einsichten & Klartext« statt medialer Fast Food

Als Anne Rüffer mich fragte, ob ich einen Artikel über unsere Zusammenarbeit für den Videokanal des rüffer&rub Sachbuchverlags schreiben wollte, konnten wir schon auf eine mittlerweile dreijährige Zusammenarbeit und 36 Videogespräche zurückblicken. Es freut mich, einige der Erfahrungen, Eindrücke und ja, in der Tat auch »Einsichten« zu teilen, die in dieser Zeit entstanden sind.

Im Sommer 2019 nahm die Verlegerin Anne Rüffer mit unserer Filmagentur Vibrations Kontakt auf. Sie hatte die Idee, mithilfe von Videos ihre Bücher bekann-

ter zu machen. Es war also noch lange vor der Pandemie und der explosionsartig angestiegenen Nachfrage nach Online-Filmformaten. Da es immer schwieriger wurde, mit ihren Büchern und deren Themen in herkömmlichen Printmedien Aufmerksamkeit zu erhalten und die Anzahl der Besprechungen bei gleichbleibendem Aufwand abnahm, suchte der Verlag einen innovativen Weg, Bücher und Autor:innen in der Öffentlichkeit sichtbar zu machen.

Und so fanden sich das gesamte Verlagsteam und ich wenig später im Verlag um den großen Holztisch versammelt. Vor uns lag die Herausforderung, konkrete Ziele zu formulieren und den inhaltlichen Fokus sowie die richtige Form für die Videos zu definieren.

Schnell war allen klar, es ging uns nicht um direkte Produktwerbung, sondern wir wollten einen umfassenderen Effekt erzielen: Auch der Verlag sollte als Ganzes präsenter und seine Marke gestärkt werden.

Auf der Suche nach dem richtigen Ausdruck führte uns der



Weg zum Zielpublikum des Verlags: den Leser:innen. Diese sind zwar demografisch und von ihren spezifischen Interessen her sehr heterogen, jedoch zeichnete sich unter ihnen eine klare Haltung ab: Die Leser:innen von rüffer&rub verstehen sich als aktive Menschen, die etwas bewegen wollen. Und sie haben in einer Welt des medialen Fast Foods den Anspruch, sich mit Themen umfassend zu beschäftigen.

Diese und weitere Erkenntnisse führten dazu, dass wir keine klassischen Werbefilme produzieren wollten, sondern stattdessen hochwertige Inhalte. Wir entschieden uns deshalb gegen Kurzclips und dafür, unseren Videos über 15, manchmal sogar 30 Minuten Zeit zu geben. Damit war das Format »Einsichten & Klartext« geboren: Ausführliche Themengespräche mit Autor:innen am Verlagstisch.

Bereits im Herbst 2019 begannen wir mit der Produktion der ersten Videos. Im kleinen





Team verwandelten wir den Verlag für zwei Tage in ein kleines Studio und luden die ersten Autor:innen für intensive Gespräche über ihre Bücher ein. Der große Holztisch, an dem ein paar Monate zuvor alles begann, wurde zu unserer Bühne und einem klaren Wiedererkennungsmerkmal. Durch die Licht- und Kameraarbeit differenzieren sich die Gesprächsvideos zusätzlich von schnellebigerem Content.

Für einige spezielle Themen wichen wir von diesem Setting ab. So drehten wir zum Beispiel im Sommer 2020 im Theater Rigiblick und betteten vier Chanson-Performances in das Gespräch mit Daniel Fueter und Philip Bartels über ihr Buch »s fehlt no es Lied« ein. Und im Video zur Kolumnensammlung »Jung&Alt« von Ludwig Hasler und Samantha Zaugg lassen wir das Videopublikum das Dialogformat des Buches direkt erleben, indem wir auf eine klassische Moderation verzichteten und die beiden auf Stichworte reagieren ließen.

Manche Interventionen sind sehr intensiv und aufwändig: So drehten wir mit dem Tänzer Azad Ali für das Buch »verlassen – Über existenzielle Lebensmomente« im Zürcher Tanzhaus eine fantastische Choreografie von Salo-

me Schneebeli, die in dem Video zu sehen ist.

Zum einen wollten wir mit den inzwischen 36 Videos die bestehenden Leser:innen des Verlags erreichen und verwiesen über Mailings, die Website und auf den Social-Media-Kanälen auf die neuen Gesprächsvideos. Zum anderen wollten wir aber auch neue Interessent:innen erschließen. Dies erreichten wir durch die Einbettung der Videos auf dem Videokanal »rüffer&rub Verlag« bei YouTube.

Inzwischen erzielen die Videos durchschnittlich 3000 bis 5000 Aufrufe, wobei einzelne Themen auch schon ein deutlich größeres Publikum erreichten. So hat das Gespräch »Weshalb warten zum Tod Verurteilte in den USA Jahrzehnte auf die Hinrichtung?« mit Ursula Corbin über 35 000 Aufrufe.

Die Rezeption der Videos ist in all den Monaten deutlich gestiegen, und die Rückmeldungen lassen eine gesteigerte Präsenz des Verlags spürbar werden. Die Sichtbarkeit der Autor:innen in der ganzen Branche, bei Festivalorganisator:innen und Medienvertreter:innen hat sich ebenfalls deutlich verbessert. Die Ziele wurden also gut erreicht.

Julian Quentin

Oben v.l.n.r.: Michael Schneider (»Meylensteine«) im Gespräch mit Anne Rüffer | Felix Ghezzi, Julian Quentin, Anne Rüffer, Ursula Pellaton und Julia Wehren bei den Dreharbeiten über die Biografie von Ursula Pellaton | Samantha Zaugg und Ludwig Hasler (»Jung & Alt«) konzentriert vor der ersten Aufnahme.

Unten v.l.n.r.: Studiosetting im Verlag zum Video von Bärbel Reetz (»Berlin, Marienstraße 23«) | Julian Quentin und Helmut Vogel diskutieren im Theater Rigiblick über den Ablauf des Drehs zum Chanson »Berliner Morgen« | Maja Stolle und Julian Quentin in einer Drehpause.

Julian Quentin ist Filmemacher, Konzepter und Künstler. Aufgewachsen ist er in Zürich und im Internet – wie die meisten Vertreter:innen seiner Generation. Dort entdeckt er zwischen Musikvideos, Fashion- und Kurzfilmen seine Faszination und sein Gespür für Geschichten, die mit allen Sinnen erzählen. Wenn er nicht am Set, im Büro oder Atelier zu finden ist, dann bastelt er an elektronischer Musik oder probiert neue Glace-Kombinationen aus. www.vibrations.film

visionen.com

ISSN 1434-1921 | E08273 | € 6,90 DEUTSCHLAND | A: € 7,50 | CH: SFR. 9,00 | L: € 7,90

VISIONEN

SPIRIT & SOUL

AUGUST/SEPTEMBER 2022

visionen. Green Spirit



Green Spirit

Die Erde lieben



Interview mit
**PETER
WOHLLEBEN**

**Herztiefe
Ökologie**
Mit Lebensgärtner
Hatlapa

**HAUS-
BOOTEN**
FERIEN AUF DEM
WASSER

VEGANES EIS
SELBST GEMACHT
**CHOCOLATE
PUDDING**



GUTSCHEIN

€ 10.- auf Jahresabo € 49.-

visionen-shop.com

Code:

visionen

VISIONEN

Sandila Verlag

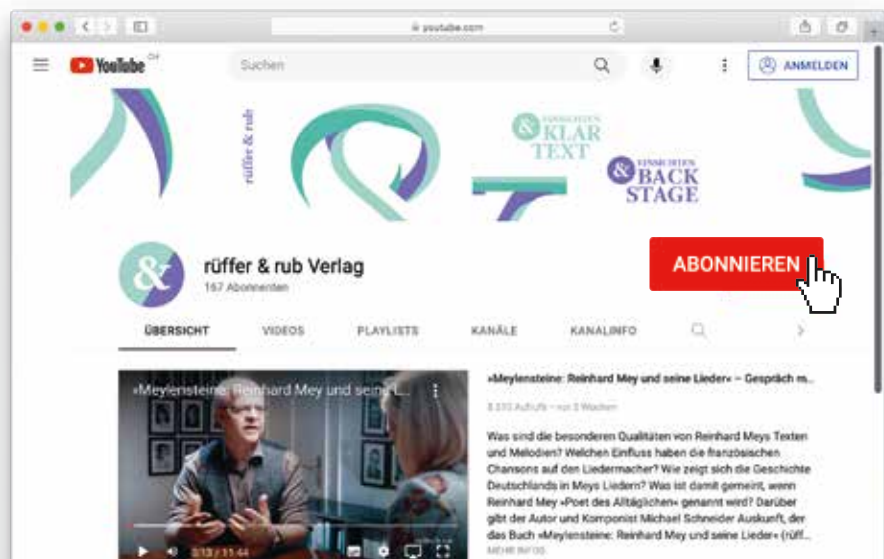
Sägestr. 37 - 79737 Herrischried

Jahresabo inkl. Special-Ausgabe

www.visionen-shop.com

www.visionen.com

Unser YouTube-Kanal
Inzwischen gibt es fast 40 Gespräche mit unseren Autor:innen. Wir sprechen mit ihnen über die Themen ihrer Bücher: sachlich, aufschlussreich, auf den Punkt gebracht. Unterstützen, folgen und liken Sie uns!



Über 6100 Aufrufe!



Über 6400 Aufrufe!

(v.l.n.r.): Tony Rinaudo, der »Waldmacher«, Autorin Ursula Corbin und Autor Karl Rühmann



Über 35 000 Aufrufe!

Die linke Zürcher Zeitung mit Kultur.

S

Mit Sinn für

Rezensionen.

pszeitung.ch/abo

Leuchtturm des Musikalien- handels

Die Welt des Musikalienhandels ist überschaubar geworden, nicht nur in der Schweiz. Inzwischen gibt es Großstädte, ja sogar Länder, in denen keine Musikalienhandlungen mehr existieren. In der Deutschschweiz gibt es aktuell noch vier Notenläden, so in Basel, Bern, Luzern und Zürich; in letzterer der *Notenpunkt* mit einem Angebot von über 40 000 Notenheften und Büchern sowie einem Online-Shop.

Erst bei genauerem Hinsehen unterscheidet sich der *Notenpunkt* in Zürich von einer klassischen Buchhandlung. Der geräumige Eingangsbereich heißt die Kund:innen mit einer freundlichen, einladenden Gestaltung willkommen. Es gibt Bücher und Postkarten, da und dort Hinweise auf das Thema Musik. Wenn man tiefer in den Laden in der Oberdorfstrasse 9 eindringt, wird deutlich, dass die Regale und Auslagen hauptsächlich mit Musiknoten bestückt sind.

Natürlich unterscheidet sich der Notenhandel auch sonst vom Buchhandel. Am augenfälligsten ist wahrscheinlich, dass Musik nicht sprachgebunden ist und sich damit Notenbücher aus aller Welt verkaufen lassen, ohne dies speziell kennzeichnen zu müssen. Verschiedenen Ausgaben eines einzelnen Werkes kommt so auch eine stärkere Bedeutung zu, ebenso wie Gesamtausgaben, und auch Zusatzmaterialien spielen eine Rolle. Katharina Nicca überlegt sich sehr gut, wie sie die Regale füllen will; nicht nur, weil es den Usus der Remission nicht gibt, sondern auch, weil sie ihrer Kundschaft ein solides Grundsortiment bieten möchte. Obwohl mittlerweile der Großteil des Mu-

sikalienhandels in Webshops stattfindet – auch *Notenpunkt* führt einen umfangreichen solchen –, findet sie es wichtig, ein Notensortiment vor Ort anbieten zu können und die Kund:innen persönlich und kompetent zu bedienen. Im Gegensatz zu früher ist der Musikalienhandel vor Ort heute eine Selbstbedienung, wie man das aus Buchhandlungen kennt. Auf eine konkrete Nachfrage hin bekam der/die Kund:in damals einen Stapel Notenhefte vorgesetzt, den er dann durchstöbern konnte. Beratung bekam er bei Bedarf natürlich auch, das war und bleibt bedeutend und einer der Vorteile gegenüber dem Online-Handel.

Traditionell gehören zum Musikalienhandel ein großes Sortiment an Musiknoten, Fachliteratur, Blockflöten, Kleininstrumenten und oft ein Musikverlag. Aber auch eine direkte Zusammenarbeit mit den Verlagen ist ein wichtiger Teil. Vor rund zehn Jahren noch gab es einen Verdrängungskampf: Die Verlage machten sich vieles nach, oft in zweifelhafter Qualität. Katharina Nicca hat diesbezüglich jedoch einen hohen Anspruch und monierte, dass vieles auf lausigem Papier gedruckt war, schlecht

gesetzt und ohne stimmiges Layout, zudem noch schief geschnitten, was oft einem Print-on-demand-Konzept geschuldet war. So versucht sie Einfluss zu nehmen, und zu vielen, vor allem deutschen, auch größeren, Verlagen hat sie eine gute Beziehung. Es finde ein Austausch statt, sagt sie, man frage bei ihr auch nach, was von der Kundschaft gerade gesucht und gebraucht werde, was sie sehr schätze. Die Verlage informieren den Handel direkt über Neuheiten mittels Newsletter, ansonsten muss man sich die Infos selbst beschaffen. Es gab eine Musikmesse in Frankfurt, die mit Corona den Todesstoß bekam, nachdem sie immer kleiner geworden war, vor allem der Notenbereich. Darüber Bescheid zu wissen, was vorhanden ist, welche Ausgaben die besten und die aktuellsten sind, ist also mit einigem Aufwand verbunden.

Eine beherzte Unternehmerin

Katharina Nicca hat den Musikalienhandel nicht gelernt, sondern eine Lehre im Jecklin, Detailhandel für Instrumente, gemacht. Musikaffin war sie schon immer, spielte Geige und besuchte häufig Konzerte, die Leidenschaft dafür ist ungebrochen. Unternehmerin zu sein, einen Laden zu führen oder gar mehrere, war hingegen nie ihr Traum. Sie sei da mehr so reingerutscht, nicht zuletzt wohl wegen ihrer tüchtigen und überzeugenden Art. Sie war die erste feste Ange-

stellte mit Verkaufs-Know-how der *NMW Neue Musik AG* in Winterthur, die als Notenladen in den frühen Achtzigern von drei Musikstudent:innen gegründet wurde.

Die *Notenpunkt AG* wurde schließlich 2001 in der Nachfolge der *NMW Neue Musik AG* gegründet. Das Geschäft in Zürich eröffnete 2003 an der Froschaugasse, Läden in St. Gallen und Bern kamen später hinzu; in Bern durch die Übernahme von Müller und Schade, der immer schon das klassische Sortiment des Musikalienhandels vertrat, worauf man sich nun stärker besann. So sind in der Froschaugasse die Blockflöten hinzugekommen, an denen Katharina Nicca selbst viel Freude hat. Nachdem ein kleines Geschäft in Zürich, das auf Blockflöten und Blockflötenliteratur spezialisiert war, geschlossen wurde, gab es auch immer wieder entsprechende Nachfragen. Es war ein Glück, dass zum Aufbau dieser Abteilung ein junger Mann mit viel Fachwissen – durch ein Flötenstudium und eine Lehre im Blockflötenbau – eingestellt werden konnte.

Mit dem Umzug im Jahr 2021 an die Oberdorfstrasse bieten sich nun wieder neue Möglichkeiten für Ideen und Projekte; der Gestaltungswillen von Katharina Nicca und ihrem Team ist groß. Das zeigt sich auch in der sorgfältigen Planung und Umsetzung der Einrichtung des neuen Lokals, mit einem Farbkonzept und sinnvollen baulichen Maßnahmen, die Lust und Raum zum Stöbern und Entdecken lassen. Mit einem Crowdfunding wurde der notwendige Umbau des Lokals großzügig von vielen Kund:innen und Freund:innen unterstützt. Das Resultat ist bei vielen Musiker:innen bereits auf lebhaften Anklang gestoßen. So hat der Flügel seinen Platz gefunden und auch am neuen Stand-

ort finden Konzerte und Lesungen statt. Auch der Platz für Bücher zum Thema Musik im weiteren Sinn konnte ausgebaut werden. Das rückt den *Notenpunkt* wieder näher an den Buchhandel. Seit es keinen Verband mehr gebe für den Musikhandel, sei man zudem Mitglied im Buchhändlerverband. »Branchentechnisch ist man sowieso näher an der Buchhandlung als am Instrumentenverkauf, so vom Produkt her – Papier, Bücher, die Zusammenarbeit mit Verlagen«, sagt Katharina Nicca. Allerdings hat der Verlust eines eigenen Organs für die Branche auch zur Folge, dass es keine geregelte Ausbildung mehr gibt, was die Anstellung von geeignetem Personal nicht gerade einfach mache. Das Einarbeiten sei extrem aufwändig, ein Jahr müsse man sich schon Zeit geben; Quereinsteiger:innen seien eine gute Option, wenn der Wille und die Begeisterung, die Freude an der Materie da seien.

Trotz allen Unwägbarkeiten und der Tatsache, dass dieses Jahr die Läden in St. Gallen und Winterthur aufgegeben werden mussten, blickt Katharina Nicca nicht düster in die Zukunft und sieht diese für ihr Metier nicht gefährdet. Die Schließungen, die notwendig waren, um die Unternehmung als Ganzes nicht zu gefährden, bedauert sie im Hinblick auf die Kundschaft, die man zurücklassen müsse, und für alle, die sich so sehr eingesetzt hätten für diese Läden. Dadurch würden aber auch Ressourcen frei für die Stärkung der beiden Standorte in Bern und Zürich, auf die man sich nun konzentrieren wolle. Das neue Ladenlokal in Zürich erweist sich zu diesem Zeitpunkt geradezu als Glücksfall. Ein strahlender Leuchtturm.

Stephanie Kohler



Neue Bücher von kompetenten Autorinnen und Autoren



Irene Bopp-Kistler, Dr. med., Internistin mit Schwerpunkt Geriatrie, hat die Altersmedizin am Stadtpital wesentlich mitgeprägt und mit Brigitte Rüegger-Frey 1997 die Memory Clinic gegründet. 2020 wurde sie von Alzheimer Zürich mit dem Fokuspreis für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Seit der Pensionierung 2021 arbeitet sie in einer Praxis.



Corina Caduff, 1965, Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, ist Vizerektorin Forschung an der Berner Fachhochschule. Von 2004-2017 Professorin an der Zürcher Hochschule der Künste, 2005-2009 Mitglied des Literaturclub des Schweizer Fernsehens.



Iso Camartin, 1944, Philologe, Essayist, Professor für rätoromanische Literatur und Kultur, ETH und Universität Zürich. 2000-2003 Leiter der Kulturabteilung des Schweizer Fernsehens DRS. Von 2004-2012 verantwortlich für die »Opernwerkstatt« am Opernhaus Zürich.



Christoph Emanuel Dejung, 1943, studierte Philosophie und Geschichte in Zürich. 28-jährig nahm er an den letzten Seminaren von Helmut Plessner in der Schweiz teil. Seit 1967 Lehrer für Geschichte und Philosophie, Didaktiker der Philosophie und seit 1979 Erwachsenenbildner. Nach seiner Pensionierung lebte er zwischen 2009 bis Ende 2016 in Australien, nun wieder in Zürich.



Ludwig Hasler, 1944, studierte Philosophie und Physik und führt ein journalistisch-akademisches Doppelleben. Als Philosoph lehrte er an den Universitäten Bern, Zürich, St. Gallen. Als Journalist arbeitete er bis 2001 bei »Die Weltwoche«. Seither lebt er als Autor und Referent.



Brigitte Helbling, 1960, seit 1987 freiberufliche Kulturjournalistin mit Schwerpunkten Comics, Literatur, Essay. Seit 2000 Autorin von rund zwei Dutzend Theater texts. Diese entstehen meist im Austausch mit Regisseur Niklaus Helbling und dem Theaterkombinat Mass & Fieber / Mass & Fieber OST.



Thierry L. Jaquet, seit 2015 klassischer Bühnentänzer. Von 2015 bis 2019 gehörte er dem Ungarischen Nationalballett in Győr an. Tourneen und Gastspiele führten ihn mit dieser Compagnie durch Ungarn, Italien, Deutschland und Rumänien. Seit 2019 tanzt er als Halbsolist beim Ballett des Josef-Kajetan-Tyl-Theaters in Pilsen (Tschechien).



Madeleine Pfäffli Schmid, 1974, doktorierte in Erziehungswissenschaften und arbeitet an der PHBern als Dozentin. Sie ist Mutter von drei Kindern.



Karl Rühmann wurde in Jugoslawien geboren. Er studierte Germanistik, Hispanistik und Allgemeine Literaturwissenschaft in Zagreb und Münster. Heute lebt er in Zürich als Literaturübersetzer und Autor von Romanen, Hörspielen und zahlreichen, international erfolgreichen Kinderbüchern.



Ambros Uchtenhagen, em. Professor für Sozialpsychiatrie Universität Zürich und Co-Direktor psychiatrische Universitätsklinik. Seit der Emeritierung Aufbau und Leitung des Instituts für Sucht- und Gesundheitsforschung in Zürich. Zahlreiche Projekte für UN-Behörden, Europäische Kommission, Europarat, nationale Behörden u.a.



Yvonne Pfäffli, 1979, studierte Geschichte und Politikwissenschaften, Weiterbildung in Information Science, ist Archivarin bei docuteam AG und Laienrichterin am Regionalgericht Bern.



Salome Schneebeli, 1962, ist Künstlerin und Choreografin. Neben den Choreografien für eigene Stücke wie auch für Theater (u.a. Burgtheater Wien, Thalia Theater Hamburg, Theater Leipzig, Schauspielhaus Zürich), Musik-Clips, Film und Oper ist sie visuelle Künstlerin; Zeichnungen, Installationen und Videos werden international gezeigt.



Susanna Valentin, hat sich seit 2006 als Heil- und Sozialpädagogin um Kinder mit schwierigen Voraussetzungen gekümmert, Menschen mit schweren Beeinträchtigungen gepflegt und gefördert, Jugendliche auf dem Weg ins Erwachsenenalter begleitet. 2018 Weiterbildung als Journalistin.



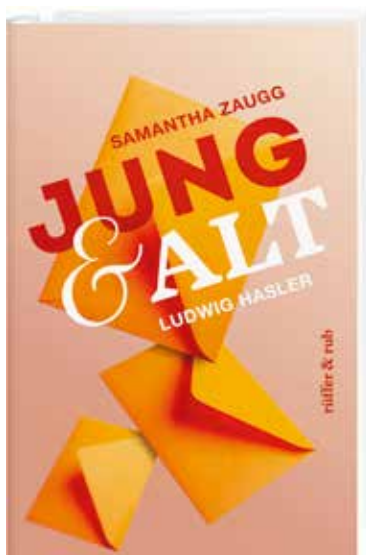
Anne Rüffer, 1957, arbeitete viele Jahre in der Privatwirtschaft. Danach wechselte sie in den Journalismus als Autorin für Wochenzeitungen und diverse Fernsehstationen und drehte verschiedene DOK-Filme für das Schweizer Fernsehen. Im Jahr 2000 gründete sie zusammen mit Dominique Rub den rüffer&rub Sachbuchverlag.



Michael Schneider, 1964, studierte Musikwissenschaft an der Universität Zürich, Komposition am Konservatorium Bern. Als Kulturmanager und künstlerischer Leiter ist er für verschiedene Schweizer Kultur- und Bildungsinstitutionen tätig. Er wirkt ebenfalls als Komponist und ist publizistisch tätig.



Samantha Zaugg, freie Journalistin und Künstlerin, ist Kolumnistin bei »Schweiz am Wochenende«, war Co-Chefredaktorin bei »Schweizer Journalist:in« und hat für verschiedene Zeitungen, Magazine sowie das Schweizer Fernsehen gearbeitet. Sie studierte Fine Arts an der Zürcher Hochschule der Künste.



Ludwig Hasler, Samantha Zaugg | Jung & Alt
160 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907351-
01-7 | CHF 26.00 | EUR 24.00

Auch als E-Book erhältlich

Zwischen Samantha Zaugg und Ludwig Hasler liegen exakt 50 Jahre. Wie lebt und denkt die 27-jährige Journalistin und Filmemlerin? Der 77-jährige Philosoph, Publizist und Vortragsreisende?

Seit Oktober 2020 schreiben sie sich abwechselnd in der »Schweiz am Wochenende«. Diskutieren über Erfahrungen, Erwartungen, Haltungen. Über Arbeit und Wohnen, Liebe und Tod, Rotwein trinken und Kuchen backen.

Zusätzlich zu den 62 Kolumnen enthält das Buch je einen provozierend-charmanten Text von Samantha Zaugg und Ludwig Hasler. Die gesammelten Erkenntnisse der beiden liegen nun in diesem Band vor.

Lieber Ludwig

Was Erfahrung für mich sei, willst du wissen. Schwierige Frage. Erfahrung ist etwas, was ich habe, gleichzeitig aber auch etwas, was mir noch fehlt.

Dass ich schon Erfahrung habe, merke ich, wenn ich zurückdenke. Was ich vor zehn Jahren so gemacht hab. Es ging da vor allem um Furcht vor Prüfungen, um junge Männer, aber auch sehr viel um Bücher, Kunst und natürlich um die Frage, wer für mich Schnaps kauft, weil ich noch minderjährig war.

Manches hat sich geändert. Manches nicht [...]

Samantha



Madeleine Pfäffli Schmid, Yvonne Pfäffli
Freiwillig aktiv Bern | Vorwort von benevol
mit zahlreichen Farbfotos von Markus Burla
192 S. | Broschur | ISBN 978-3-906304-85-4
CHF 26.00 | EUR 24.00 | Erscheint Oktober
2022

Freiwilligenarbeit stellt einen wichtigen Pfeiler der Gesellschaft dar: Rund ein Drittel der Erwachsenen in der Schweiz engagiert sich freiwillig. Gemeinsam leisten sie pro Jahr gut 600 Millionen Stunden freiwillige Arbeit.

Zur Freiwilligenarbeit gehört die Mitarbeit in karitativen, sozialen und kirchlichen Organisationen sowie Einsätze für Umwelt oder Menschenrechte. Das Engagement in Sport oder Kultur ist ein Beitrag für das Gemeinwohl wie Nachbarschaftshilfe oder das Engagement in Behörden und politischen Gremien. Nicht zu vergessen sind neuere Formen zum Beispiel im Bereich des Internets.

»Freiwillig aktiv Bern« hat zum Ziel, Einblicke in das Engage-

ment von Freiwilligen im Kanton Bern zu geben und soll Menschen Ideen geben und grundsätzliche Informationen liefern.

Im Buch werden 14 Personen porträtiert: vom Vizepräsidenten eines Turnvereins, einer Pensionärin, die Deutschkurse für Frauen mit Migrationshintergrund gibt, einem Begleiter von Menschen im Straf- und Massnahmenvollzug, einem Sonnenbeobachter, einer Aktivistin für Klimastreik, einem Wikipedianer bis hin zu einem Begleiter seines demenzkranken Vaters.

Ergänzt werden diese Porträts durch Kennzahlen und Fakten u. a. über Veränderungen und Motive von Freiwilligen.

ZEIT FÜR IHRE WERBUNG!

In der Schweiz sind wir der richtige Ansprechpartner für Sie, wenn es um das optimale Werbeumfeld für Ihr Produkt geht. Das ZEIT SCHWEIZ-Portfolio ist so vielfältig wie seine Leserinnen und Leser selbst!

Gern beraten wir Sie persönlich:

Patricia Ziegler

Patricia.Ziegler@goldbach.com

**Gesamt
verbreitete Auflage:
27.035 Exmpl.
wöchentlich**

Quelle: WEMF 2021





Brigitte Helbling | Meine Schwiegermutter, der Mondmann und ich | 224 S. | Hardcover
ISBN 978-3-906304-95-3 | CHF 28.00
EUR 24.00

Auch als E-Book erhältlich

Im November 1953 protokolliert die zukünftige Schwiegermutter der Erzählerin das Liebeswerben ihres Studienkollegen H., der sie mit seinem Ansinnen in Fragen und Selbstzweifel stürzt. 60 Jahre später finden sich die Aufzeichnungen unter ihren nachgelassenen Papieren in ihrer Zürcher Wohnung.

Der Roman beginnt mit den ersten Zeilen aus den Aufzeichnungen der Schwiegermutter: *»Seit einigen Wochen stecke ich in einem ganz verwickelten Dilemma und will nun versuchen, durch die Niederschrift dieser Geschichte einige Klarheit über mich selbst zu erhalten.«*

Verbunden mit der Geschichte der Erzählerin (und dem Mondmann) ist auch der *»persönliche*

Lebensbericht« ihres Vorfahren H.C. Escher, Ingenieur und Erbauer des Linthkanals. In seiner Lebensrückschau für die Kinder schildert der Zürcher Bürgersohn anhand eigener Erfahrungen eindringlich, wie ein Liebeswerben gelingen – und wie es an den Abgrund führen kann.

Dieser speziell komponierte Roman zieht einen hinein in Liebesgeschichten aus zwei Jahrhunderten und bedient eine gewisse Sehnsucht – nach einer vergangenen, vermeintlich einfacheren bürgerlichen Welt –, deren Prämissen die Geschlechterverhältnisse radikal infrage stellt. Dabei gelingt es Brigitte Helbling, die Schicksale und das historische Material zu einem packenden Text zu verweben.



Karl Rühmann | Die Wahrheit, vielleicht – Roman | 240 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907351-00-0 | CHF 26.00 | EUR 22.00

Auch als E-Book erhältlich

Felipe ten Holt ist Verhörspezialist bei einem Geheimdienst. Mühelos bewegt er sich zwischen Sprachgrenzen und erkennt Zusammenhänge, die anderen Menschen verborgen bleiben. In den Antworten der Befragten sucht er nach Übereinstimmungen und Auffälligkeiten und entwickelt die Gabe, im Dickicht zwischen Worten und Gesten, Täuschung und Enthüllung die Wahrheit auszumachen. Er, der aus ihm vorenthaltenen Gründen früh seinen Vater verliert und dessen Mutter zu schwach ist, um sich gegen den Stiefvater durchzusetzen, entwickelt eine geradezu obsessive Suche nach der Wahrheit.

Felipe gehört zu den Besten, sein Ausbildner wählt ihn bald

einmal für die besonders heiklen Fälle aus. Doch in einem Verhör unterläuft ihm ein fataler Fehler.

Nach diesem Rückschlag nimmt sich Felipe vor, die Kommunikation zwischen fremden Menschen nur herzustellen, aber nicht zu lenken. Als Dolmetscher zieht er sich auf die Rolle des Vermittlers zurück und hofft, so die Kontrolle und Orientierung zu behalten, die er einst verloren hatte. Doch bald ahnt er, dass dies eine Illusion ist.

Einzig die *»Junge Frau«*, deren Porträt im Kunsthaus Zürich Felipe immer wieder aufsucht, scheint zu verstehen, was in ihm vorgeht. Und so ist es nur logisch, dass ihn sein Weg in der größten Not zu ihr führt.

Das Buch geht dem Begriff »verlassen« auf vielfältige Weise auf den Grund: anhand von 10 Porträts, 7 Essays renommierter Autor:innen sowie 12 Fundstücken aus verschiedensten Künsten.

Jemand verlässt jemanden, das geschieht täglich. Aus welcher Perspektive auch immer: Einen einst geliebten Menschen zu verlassen wie verlassen zu werden tut weh. Es gibt verblüffende Erkenntnisse rund um diese Erfahrung, wenn man über das persönliche Drama, die reine Beziehungsebene hinausschaut.

Es gibt wohl keinen Lebensbereich, in dem dieser Begriff nicht eine wichtige Rolle spielt. Sie reichen von verlassenen Figuren in den Künsten über die letzten Worte, bevor man jeman-

den verlässt, bis zu der Frage, was geschieht, wenn man gezwungen wird, seine Heimat zu verlassen oder einen das eigene Land verlässt.

Die schönsten Melodien sind aus Trauer und Schmerz über Verluste entstanden, und selten findet man mehr Trost als in den Zeilen der romantischen Dichter. Poesie wie Tanz drücken in Worten und wortlosen Bewegungen aus, was es mit dem Verlassen auf sich hat. Wir verlassen Orte, Menschen und Jobs; wir lassen alte Muster und Gewohnheiten hinter uns; manchmal fühlen wir uns gottverlassen allein und finden doch immer wieder jemanden, auf den wir uns verlassen können.



Salome Schneebeli, Anne Rüffer (Hg.) | verlassen - Über existenzielle Lebensmomente 192 S. | Hardcover | ISBN 978-3-906304-86-1 CHF 34.00 | EUR 32.00 | Erscheint Oktober 2022

Der Historiker und ehemalige Gymnasiallehrer Christoph Emanuel Dejung wanderte 2009 von der Schweiz nach Australien aus. Einige Bücher nahm er mit auf den fünften Kontinent, doch den größten Teil seiner umfangreichen Bibliothek übergab er seiner Tochter Sarah – zusammen mit Bemerkungen und Erinnerungen zu Autor:innen und ihren Werken. Es sind Einträge vom Gilgamesch-Epos über Thomas Hobbes und den Fabeln von La Fontaine bis Nagib Machfus und Franz Kafka. Diese liegen nun vor in diesem Buch: mit viel Persönlichem, denn Buchbesitz ist für Christoph Emanuel Dejung schon immer etwas sehr Persönliches gewesen.

Im Vorwort schreibt er dazu: »Warnen möchte ich nicht, vor nichts, auch nicht abschätzig sein gegen dies oder jenes, wovon ich erwarte, dass es einem schlaunen Menschen kaum gefallen könnte. Fast alles, was sich in meiner Bibliothek befindet, verdient den Namen »Buch«, das heißt, es verdient, aufbewahrt und früher oder später einmal gelesen zu werden. Ich habe die Lektüre bei Weitem nicht bei allem geschafft (siehe unter »Proust«), doch überall könnte es sein, dass es einmal gelingen würde. Ganz Abscheuliches (siehe unter »Möbius«) steht zum Teil auch in der Bibliothek, aber nur solches, das zum Mindesten erheitert oder einen kulturhistorischen Wert hat.«



Christoph Emanuel Dejung | 1725 Bücher für Sarah | 448 S. | Broschur | ISBN 978-3-906304-94-6 | CHF 36.00 | EUR 34.00



Iso Camartin | Warum Johann Sebastian Bach keine Oper schrieb | 176 S. | Hardcover
ISBN 978-3-906304-96-0 | CHF 28.00 | EUR 24.00

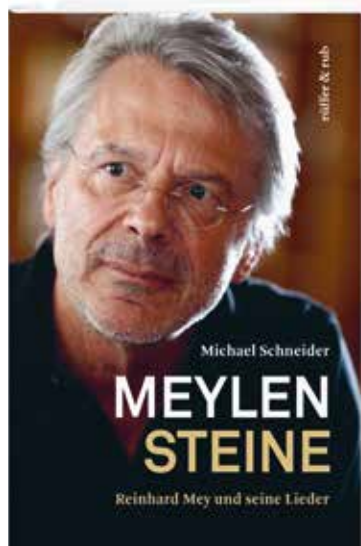
Auch als E-Book erhältlich

Der von zahlreichen Musikliebenden am höchsten verehrte Tonkünstler hat keine Oper geschrieben. Und dies, obwohl gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Oper eine Blütezeit sondergleichen erlebte! Dass sich jedoch höchst Dramatisches, ja geradezu Opernhafes in Bachs Kantaten, in seinen Passionen, in Ouvertüren und Tänzen, in Rezitativen und Arien befindet, die uns beglücken, ist nicht nur den Barock-Spezialisten bekannt. Sogar den Laien und Liebhabern der Musik J.S. Bachs liegt dies unverlierbar in den Ohren.

Man hat in letzter Zeit immer wieder Versuche unternommen, Bach auf die Bühne zu bringen. So gibt es Produktionen einzel-

ner Kantaten als Bühnenwerke oder als Tanztheater. Es gibt die Passionen als halb szenische Realisationen in Kirchen und Konzertsälen. Pier Paolo Pasolini hat die »Matthäuspasion« – mit Musik von Bach – als eindruckliches Erlebnis für den Kinosaal realisiert.

Was mag ihn davon abgehalten haben, sich mit den gefragten Opernkomponisten seiner Zeit wie Georg Philipp Telemann und Georg Friedrich Händel gerade auch in diesem Genre zu messen? Iso Camartin hat sich in historisch achtsamer Erkundung auf den Weg gemacht, um zu klären, warum der absolute Meister so vieler musikalischer Ausdrucksformen nie eine Oper schrieb.



Michael Schneider | Meylensteine – Reinhard Mey und seine Lieder | 192 S. | Hardcover
ISBN 978-3-906304-93-9 | CHF 24.00 | EUR 20.00

Auch als E-Book erhältlich

»Über den Wolken ...« – kaum erklingen die ersten Takte, können alle die Melodie aufgreifen und weiterfahren –, »... muss die Freiheit wohl grenzenlos sein.«

»Poet des Alltäglichen« wurde Mey genannt, doch ist er ebenso ein Poet des Außergewöhnlichen. Reinhard Mey ist Chronist und Seismograf: seiner eigenen Lebensgeschichte, aber auch des ganzen Panoramas menschlicher Begebenheiten. Als Zeitzeuge breitet er den Spiegel seiner Zeit aus, singt über das Leben vom Kalten Krieg bis in die Gegenwart. Er repräsentiert den zur Legende gewordenen Prototypen eines modernen Bardens, Minne- oder Bänkelsängers, der umherzieht, um Neuigkeiten zu verkünden, zu mahnen, zu kriti-

sieren, aber auch: zu versöhnen und – zu unterhalten.

Meys musikalische Inspiration, sein Talent für unverwechselbare Melodien, ist gepaart mit der Lust und der Kunst grandiosen Formulierens. So ist er auch Dichtermusiker, dessen zuerst entstehende Texte gleichwertig neben der dazu komponierten Musik stehen.

Der Komponist und Musikwissenschaftler Michael Schneider nimmt uns mit auf eine musikalische Zeitreise zu einem der populärsten und prägendsten deutschen Musiker und fächert anhand von 60 ausgewählten Liedern und 28 Alben »Meylensteine« eines Lebens als Liedermacher auf.

TANZ

Als eine der wichtigsten Epochen im Ballett gilt die romantische ab 1830. Werke aus dieser Entstehungszeit wie »La Sylphide« oder »Giselle« bilden noch heute einen wesentlichen Bestandteil des Repertoires großer Ballettcompagnien weltweit. Ebenfalls zu dieser Zeit entstand das Ideal einer Ballerina, wie wir sie uns bis heute vorstellen. Umso überraschender ist es, dass es mit Flora Fabbri eine Ballerina gab, deren Karriere glänzend verlief, über die jedoch – bis jetzt – kaum etwas bekannt ist.

Die Biografie erzählt von Fabbris Leben und Wirken (1822–1880) und erscheint anlässlich ihres 200. Geburtstages. Der Autor folgt Flora Fabbri ab ihrer Studienzeit unter Carlo Blasis,

dessen Schule sie nach Europa hinaustrug und die die Tanzszene des Kontinents in der Mitte des 19. Jahrhunderts dominierte. Fabbris Ehemann, der französische Tänzer Louis Bretin, öffnete ihr die Tür zur Pariser Opéra, die damals neben Wien, Mailand und London das Zentrum der Ballettwelt darstellte. Der neue Stern am Balletthimmel erreichte in London mit dem »triumphalsten Debüt auf den englischen Bühnen« einen künstlerischen Höhe- sowie in einem Verfahren gegen den Theaterdirektor Alfred Bunn einen Tiefpunkt.

Das Buch lässt die Geschichte einer großen Künstlerin aufleben und gibt Einblick in die Zeit des romantischen Balletts.



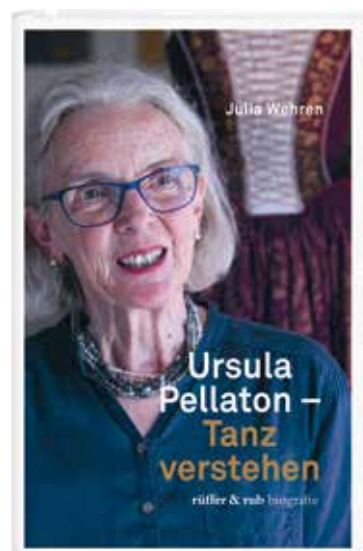
Thierry L. Jaquemet | Flora Fabbri - Eine Kämpferin trägt Tüll | 272 S. | Hardcover
ISBN 978-3-907351-02-4 | CHF 28.00
EUR 24.00



André Doutreval | Ein Leben für den Tanz - Die Geschichte einer Leidenschaft | In Zusammenarbeit mit René Staubli | 272 S. Hardcover | sw-Abbildungen | ISBN 978-3-906304-69-4 | CHF 34.00 | EUR 28.50
Erschienen 2020



Annette Bopp | André Presser - Der Ballettdirigent - Ein Leben für den Tanz und die Musik | 260 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907625-42-2 | CHF 28.00 | EUR 24.00
Erschienen 2008



Julia Wehren | Ursula Pellaton - Tanz verstehen | SAPA, Schweizer Archiv der darstellenden Künste, Hg. | 288 S. | Hardcover sw-Abbildungen | ISBN 978-3-906304-72-4 | CHF 34.00 | EUR 28.50 | Erschienen 2020



Corina Caduff (Hg.) | Ein letztes Buch – Autorinnen und Autoren schreiben über ihr Sterben | 288 S. | Hardcover ISBN 978-3-907351-10-9 | CHF 32.00 EUR 29.00 | Erscheint November 2022

Seit etwa zwei Jahrzehnten zeigt sich ein deutlich wachsendes öffentliches Interesse an der Thematik von Sterben und Tod: Sterbeprozesse rücken stärker ins Blickfeld von diversen Forschungsrichtungen, Fachliteratur zur Sterbebegleitung boomt. Auffallend ist auch eine steigende Anzahl von literarischen Sterbeberichten: Immer mehr Schriftsteller:innen schreiben ein letztes Buch über ihre (tödlichen) Erkrankungen.

»Ein letztes Buch« versammelt Auszüge aus neun literarischen Sterbebüchern, die vorwiegend in den 2010er-Jahren erschienen sind, einfühlsam kommentiert von der Herausgeberin Corina Caduff.

In der Sterbephase beansprucht der erkrankte Körper besonders viel Aufmerksamkeit. Dementsprechend setzen sich die Autor:innen mit Schmerz auseinander, sie erörtern die pflegerische Betreuung und stetig wechselnde medizinische Maßnahmen.

Die autobiografische Sterbeliteratur bringt aber nicht nur individuelle Sterbeprozesse, sondern auch gesellschaftliche Bedingungen zur Darstellung: Wie stirbt man, wenn man sich zeitweilig kaum mit dem Tod auseinandergesetzt hat, weil unsere Kultur ganz auf das Diesseits ausgerichtet ist? – Die Autor:innen tragen mit ihren Texten eindrücklich dazu bei, das Reden über das Sterben zu erleichtern.



Irene Bopp-Kistler (Hg.) | demenz. – Fakten Geschichten Perspektiven | 3. aktualisierte Auflage | 448 S. | Broschur | ISBN 978-3-907625-90-3 | CHF 36.00 | EUR 34.00

Auch als E-Book erhältlich

Die Volkskrankheit Demenz verunsichert zutiefst. Die regelmäßigen Meldungen von neuen, endlich wirksamen Medikamenten wecken Hoffnungen auf den medizinischen Durchbruch – doch nach wie vor gibt es keinen Wirkstoff, der diese Krankheit heilen kann. Es ist deshalb wichtig, den vielen direkt und indirekt Betroffenen auf fundierter Basis zu zeigen, was tatsächlich hilft.

Im vorliegenden Buch »demenz.« nennen namhafte Expert:innen die bisher bekannten Fakten beim Namen und erläutern, was es damit auf sich hat. Betroffene und Angehörige berichten eindrücklich von »ihrer« Demenz und was sie mit ihrem Leben macht. Zudem vermitteln

renommierte Autor:innen vielfältige Perspektiven auf sozialpolitischer, medizinischer, vor allem aber auf menschlicher und spiritueller Ebene und zeigen auf, wie den Betroffenen respektvoll begegnet werden kann.

Das Standardwerk nun in der 3. aktualisierten Auflage

Der Sprung in die Unabhängigkeit aus einer Suchterkrankung ist schwer einzuschätzen. Der Fall: bodenlos; die Landung: ungewiss. Im Buch lassen neun Menschen Leser:innen daran teilhaben, weshalb sie zu diesem Sprung angesetzt und wie sie in ihrem Leben wieder Halt gefunden haben. Ihre Geschichten sind berührend und kraftvoll zugleich. Sie zeigen auf, welche Sehnsucht sich lange Zeit hinter ihrer Sucht versteckt hat. Und sie zeigen ebenso, wie sich das Leben anfühlen kann, bestimmt die Abhängigkeit nicht mehr den Alltag. Das Ziel der Protagonist:innen ist es, suchtkranken Menschen Mut zu machen, den Schritt in die Ungewissheit zu wagen.

Pascal hat seine gefühlskalte Kindheit in jahrelanger therapeutischer Begleitung aufgearbeitet, Jeannine setzte zuerst auf die kontrollierte Abgabe eines Substitutes, bevor sie sich ganz davon löste. Marco lernte Repression hinter Gittern kennen, bevor er sich nicht mehr zu den Süchtigen an der Zürcher Langstrasse, der Drogenumschlagstelle der 1990er-Jahre zählen musste. Viel hat sich bewegt in den vergangenen Jahren, längst ist die absolute Abstinenz nicht mehr das erklärte Ziel einer Suchtbehandlung; der Gewinn von Gesundheit und Lebensqualität ist es, was zählt.

Drogenpolitik hat zum Ziel, den Umgang mit psychoaktiven Substanzen auf einer nachvollziehbaren Grundlage zu regeln, in Anbetracht von deren Potenzial für positive und negative Aspekte ihres Gebrauchs. Die Voraussetzungen für eine Regelung sind variabel und verändern sich im Laufe der Zeit. Dabei spielen die aktuellen Probleme mit dem Substanzkonsum und dessen Ausmaß, die gesellschaftliche Akzeptanz von Gebrauch und Erhältlichkeit, die Zuständigkeit für eine Regulierung, die Folgen der Regulierung für Konsument:innen und deren Umfeld sowie eine gesundheitspolitische und ethische Beurteilung der Regelung eine Rolle.

Die Schweizer Drogenpolitik von 1991 und ihr Vier-Säulen-Modell stellen in dieser Hinsicht eine bahnbrechende Neuerung dar im Vergleich zu allen bisherigen Regelungen. Die Chronik beschreibt diese Besonderheiten und vor allem deren Umsetzung in den Bereichen Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression. Außerdem werden die Auswirkungen auf nationaler und internationaler Ebene, die Grenzen dieser Regelung und die neuen Herausforderungen dargestellt, die noch zu bewältigen sind.

Beiträge wichtiger Akteur:innen im Drogenbereich beziehen sich auf den gleichen Zeitraum und vermitteln ein lebendiges Erfahrungsbild.



Susanna Valentin | Mein letzter Rausch – Porträts über ein gutes Leben nach der Sucht
176 S. | Broschur | ISBN 978-3-906304-99-1
CHF 26.00 | EUR 24.00

Auch als E-Book erhältlich



Ambros Uchtenhagen (Hg.) | 30 Jahre Schweizer Drogenpolitik - 1991-2021
328 S. | Broschur | ISBN 978-3-907351-03-1
CHF 28.00 | EUR 26.00

Mehr Informationen zu den Angeboten der Edition 381 und weitere Bücher finden Sie unter www.edition381.ch

Viele Menschen haben erzählenswerte Dinge erlebt; einige sind wahre Spezialisten für exotische Themengebiete, andere wiederum wissen vieles über historische, kulturgeschichtliche Begebenheiten. Diese Geschichten und Lebenserfahrungen, dieses reiche Wissen sollte aufgeschrieben und bewahrt werden. Wie aber lässt sich aus Erinnerungen, gesammelten Einfällen, festgehaltenen Notizen und unzähligen losen Blättern ein lesenswertes Buch gestalten?

Es gilt, dem Erlebten und den Gedanken eine Struktur zu verleihen; ein packender Anfang, geschickt gesetzte Höhepunkte und ein Schluss, der dem Text die finale Würze verleiht – auf dass die Leser:innen am liebsten gleich ein weiteres Buch des Schriftstellers, der Schriftstellerin lesen möchten. Auf dieser Reise ist das Team der Manuskript-Oase ein »ortskundiger Reiseleiter«, der die Fallstricke erkennt und die Neulinge sicher ans erstrebte Ziel bringt. Von einer ersten Einschätzung des Manuskripts über das Lektorat bis zur ganzen Buchproduktion steht neuen Autor:innen die professionelle Hilfe, angepasst an die persönlichen Bedürfnisse, zur Verfügung. Im Verlag Edition 381 besteht für zukünftige Autor:innen zudem eine Plattform für ihre Inhalte, die sich in gewöhnliche Verlagsprogramme nicht eingliedern lassen.

Auf den nächsten zwei Seiten sehen Sie Beispiele von Büchern, die in der Edition 381 erschienen und mit Unterstützung der Manuskript-Oase entstanden sind.



Stefan Bommeli: Seit mehr als 20 Jahren tätig als Berater, Konzeptentwickler, Projektmanager und Sparringpartner im Hinblick auf die Entwicklung von Organisationen, Führungs- und Kooperationssystemen und Unternehmenskulturen. Diplomierter Leiter Human Resources, Studium Philosophie an der Universität Luzern, Promotion an der Technischen Universität Dortmund.



Othmar Käppeli, 1948, promovierte 1976 in Lebensmittelwissenschaften an der ETH Zürich. Nach wissenschaftlicher Tätigkeit in den USA kehrte er an die ETH Zürich zurück, wo er sich 1984 im Fachgebiet Biotechnologie habilitierte. 1987 wechselte er in die Privatwirtschaft und spezialisierte sich auf dem Gebiet der Biosicherheitsforschung und der Abschätzung von Technikfolgen. 1993–2005 leitete er in Basel eine entsprechende Fachstelle. 2005 gründete er die Firma ABAC R&D AG, die er bis heute als CEO führt.



Peter Fierz, 1943, studierte Industrial Design an der Cranbrook Academy of Art und danach Architektur an der Harvard University. Er ist Prof. em. der Universität Karlsruhe KIT und hat als Architekt in verschiedenen Teams zahlreiche Bauten geplant. In Fachzeitschriften und -büchern publiziert er zu Themen der Ästhetik und der Gestaltung. Von 2013 bis 2020 war er Dozent mit Schwerpunkt Baukunst und Architekturtheorie an der Volkshochschule beider Basel. www.fierzpeter.ch

Das Buch geht der Frage nach, warum Kooperation in Unternehmen, Verwaltungen, Schulen, Spitälern oder Vereinen oft vom Scheitern bedroht ist. Institutionelle Kooperation ist eigentlich unverzichtbar, um Ziele zu erreichen – sowohl die Ziele der jeweiligen Organisation als auch die Ziele der darin tätigen Mitarbeitenden und Führungspersonen. Deren Zusammenspiel, Wohlbefinden und Erfolg werden von der Verpflichtung zur Kooperation wie auch ihrem potenziellen Scheitern tiefgreifend tangiert. Doch was ist mit institutioneller Kooperation überhaupt gemeint, was sind ihre Gelingensbedingungen und zugleich die situativen wie immanenten Gründe ihrer Fragilität? Wie sind die von

den Beteiligten vielfach als unüberschaubar wahrgenommenen Vorgänge im Arbeitsalltag erklärbar? Diese Fragen werden aus der Perspektive der praktischen Philosophie in den Blick genommen. Es werden drei Prototypen von Kooperation entworfen und in ein interaktives Kooperationsmodell eingebettet. Die Arbeit ist – wie für eine Forschungsarbeit üblich – theoretisch angelegt, sie wurde allerdings auch für interessierte Praktikerinnen und Praktiker verfasst und soll für deren Arbeit vertiefte Einblicke geben.



Stefan Bommeli | Die Fragilität institutioneller Kooperation | 584 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907110-18-8 | CHF 25.00 | EUR 25.00

»Die Frage ist, ob die aktuellen kognitiven Kompetenzen des Menschen für die nachhaltige Gestaltung des individuellen Lebens und der zivilisatorischen Entwicklung ausreichen.«

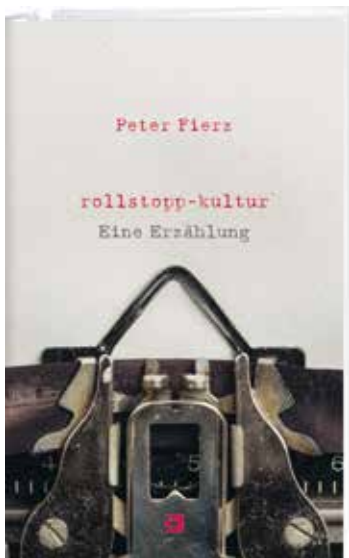
Wir neigen dazu, unsere Gedanken und Eindrücke als wahr anzusehen. Dass unsere menschliche Wahrnehmung jedoch alles andere als eine wahrheitsgetreue Abbildung der Wirklichkeit ist, schildert der Autor anhand einer kleinen Reise durch die Evolution und die Geschichte der Menschheit. Unterschiedliche Lebensbedingungen und wechselnde Bedrohungen formen die kognitiven Fähigkeiten der Menschen. Kultur, Biografie, Bildung und unser soziales Umfeld üben

großen Einfluss auf unser Denken und unsere Entscheidungen aus. Dabei mischt sich erlerntes Wissen mit eigenen und fremden Erfahrungen, mit Traditionen und gesellschaftlichen Gepflogenheiten.

Der Autor plädiert für eine stärkere Aneignung von Wirklichkeitswissen, um umweltfreundlichere Entscheidungen und Lebensweisen zu wählen. Dafür ist es nötig, althergebrachte Denkmuster sowie vermeintlich erstrebenswerte Ziele kritisch zu hinterfragen und eventuell über Bord zu werfen.



Othmar Käppeli | Der Mensch zwischen Mythologie und Wirklichkeit | 112 S. Broschur | ISBN 978-3-907110-19-5 | CHF 26.00 | EUR 24.00



Peter Fierz | rollstopp-kultur – Eine Erzählung
288 S. | Broschur | ISBN 978-3-907110-20-1
CHF 26.00 | EUR 24.00

Die Erzählung thematisiert Aspekte der kulturellen Eigenart der Schweiz – der Vielfalt, der Wertesysteme, aber auch der Widersprüche. Alltag, Architektur, Kunst, Musik und Medien nähern sich an; eingespielte Grenzen werden hinterfragt. Die Publikation vermittelt auf vergnügliche Art Tatsachen und Einschätzungen.

Im Zentrum der Handlung stehen zwei Paare. Frauen und Männer gesetzten Alters sowie ihre erwachsenen Kinder. Die Protagonist:innen führen durch die Kapitel, indem sie die verschiedenen Themen, Erfahrungen und Orte zu einer kontinuierlichen Geschichte weben. An Schauplätzen wie Schweizer Städten

oder dem Tessin werden kleinere und größere Utopien, ihre sozialen Ziele und deren ansatzweise Verwirklichung erkundet.

Die elf Kapitel des Buches setzen jeweils einen thematischen Schwerpunkt, wobei eine Abbildung die Rahmenhandlung ergänzt. Die Bilder verstärken oder konterkarieren die im Text ausgeführten Inhalte.

Die künftige Leser:innen-schaft dieses Buches wird sich aus Personen zusammensetzen, die einen kulturellen Anspruch geltend machen und gleichzeitig Sinn haben für eine geistreiche und pointierte Schilderung vertrauter und überraschender Fragestellungen.



Mit wenig viel erreichen!

Der Verein *hearts100*, initiiert von Simona Scarpaleggia, Anne Rüf-fer und Angelika Reutter, unterstützt mutige und begabte Frauen in Nigeria und Afghanistan. Diese Frauen erhalten kleinere Beiträge, um ein eigenes Kleinunternehmen aufzubauen und sich und ihren Familien eine nachhaltige Zukunft zu gewährleisten.

Jede und jeder, die kann und der will, gibt einmalig den Betrag von CHF/EUR/USD 100, um Frauen schnell, unbürokratisch und nachhaltig zu unterstützen.

Weitere Geschichten von großartigen Frauen in Nigeria und Afghanistan unter:

<https://hearts100.org>

So können Sie helfen:

Zürcher Kantonalbank,
8010 Zürich
CH31 0070 0114 8036 7459 9

Oben: Hygieneartikel »home made«. Frauen in Afghanistan werden zu Näherinnen ausgebildet und fabrizieren wiederverwendbare Damenbinden.

Unten: Markt in Nigeria. hearts100 unterstützt die Händlerinnen mit kleinen Beträgen bei den Standmieten.



arttv .ch



UNSERE MULTIMEDIALEN
KULTUR **MAGAZINE**



kostenlos abonnieren
click.arttv.ch

Kampf gegen Zensur

The »Uncensored Library« ist eine riesige digitale Bibliothek, die in einem Videospiel erbaut wurde. Dank ihr sind Texte von Journalist:innen aus Mexiko, Vietnam, Russland, Saudi-Arabien, Ägypten, Brasilien und Belarus öffentlich lesbar, die in ihren Ländern zensiert wurden.

Seit fast 40 Jahren kämpft die Nichtregierungsorganisation Reporter ohne Grenzen (RSF) für Pressefreiheit auf der ganzen Welt. Sie weist auf Missstände und Verstöße hin und setzt sich für den Schutz von Journalist:innen, Autor:innen und Blogger:innen ein. Zum Welttag gegen Internet-Zensur 2020 hat Reporter ohne Grenzen eine Minecraft-Bibliothek erstellt, die zensierte Artikel veröffentlicht und so auf der ganzen Welt wieder frei zugänglich macht.

Minecraft ist das bislang meistverkaufte Videospiel der Welt, über 126 Millionen Menschen spielen es jeden Monat. In diesem Spiel kann man sich als Avatar durch eine Welt bewegen und aus würfelförmigen Blöcken – eine Art digitaler Lego-Baukasten – seine eigene Welt erbauen.

24 Minecraft-er aus 16 Ländern haben in mehr als 3 Monaten die »Unzensierte Bibliothek« aus 12,5 Millionen Blöcken gebaut. Wichtig für das Gelingen war, dass man in Minecraft nicht nur Blöcke zum Bauen benutzen kann, sondern auch Gegenstände wie z. B. Bücher erstellt werden können. Diese braucht es, damit man die Texte lesen kann. Da das Videospiel auch in Ländern legal gespielt werden darf, in denen die Pressefreiheit stark eingeschränkt ist, erkannte RSF hier eine Chance, verbotene regimem-kritische Texte trotzdem öffentlich zugänglich zu machen.

Sobald man die Minecraft-Welt betritt und in das Gebäude geht, befindet man sich in der riesigen Haupthalle, wo man Informationen zur weltweiten Pressefreiheit finden kann. Von dort aus gelangt man in die einzelnen Räume, die jeweils ein Land und ihre zensierten Journalist:innen vertreten: Mexiko, Vietnam, Russland, Saudi-Arabien, Ägypten, Brasilien und Belarus. Jedes Land hat einen individuell gestalteten Raum, in dem man die (un)zensierten Artikel lesen kann. Jeder Artikel in der »Uncensored Library« ist in englischer und in der Originalsprache vorhanden und kann so von den Spieler:innen gelesen werden. Die Bibliothek umfasst über 200 »Bücher« und wird ständig erweitert.

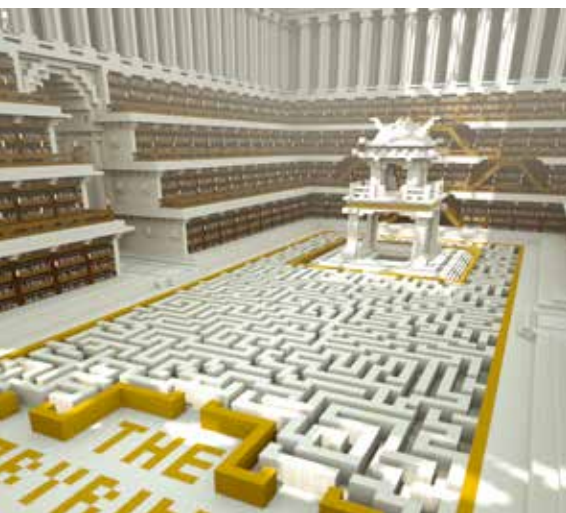


Das Recht auf freie Meinungsäußerung ist ein elementarer Grundwert. Nur wenn Menschen sich frei und unzensiert informieren können, können sie für ihre Rechte eintreten, sich eigene Meinungen bilden und sich entfalten. Leider gibt es immer mehr Länder auf der Welt, in denen nicht frei berichtet werden darf.

Laila Defelice

Oben: Außenansicht der »Uncensored Library« mit Eingangsportal und Park Links: Im Vietnam-Raum steht das »Labyrinth der Wahrheit« sinnbildlich dafür, wie mühsam es für die Bürger:innen ist, an unabhängige Informationen zu gelangen.

www.uncensoredlibrary.com



Bildnachweis

Cover (1. Spalte, oben), S. 15 (unten): Privatbesitz Peter Schelling	S. 18 (links): Foto: Thierry L. Jaquemmet, Archives du théâtre national de l'Opéra, AJ/13/189 II, Archives Nationales, Pierrefitte-sur-Seine (Frankreich)	https://commons.wikimedia.org/w/index. php?curid=13352840
Cover (1. Spalte, unten), S. 7: © Baugeschichtliches Archiv Stadt Zürich	S. 18 (rechts), 19 (rechts): © Thierry L. Jaquemmet	S. 34: © Alita Ong Stocksy.com
Cover (3. Spalte, oben); Ausschnitt: The New York Public Library, Jerome Robbins Dance Division	S. 19 (links): Paris Musées Musée Carnavalet	S. 36f.: © Felix Eidenbenz
Cover (3. Spalte, unten), S. 20: © Andreas Rentz Getty Images for Zurich Film Festival	S. 21: © Thomas Niedermueller Getty Images for Zurich Film Festival	S. 39 (links): © rüffer&rub Sachbuchverlag
S. 5: © CH Media Sandra Ardizzone	S. 22f., 38, 44 (Iso Camartin, Christoph Emanuel Dejung), 45 (Salome Schneebeli), Rückseite (3. Spalte): Felix Ghezzi	S. 43: © Andreas Zihler, Zürich
S. 8 (links): © Handschrift Barbara Gloor, Famili- enbesitz	S. 24: © Ambros Uchtenhagen	S. 44 (Irene Bopp-Kistler): © Roland Brändli
S. 8 (rechts): © Familienbesitz	S. 25: © Chatham House	S. 44 (Corina Caduff): © Jan Dreer, IFK Wien
S. 9 (links): © Linth-Escher-Stiftung	S. 26 (oben): © SOS MEDITERRANEE	S. 44 (Ludwig Hasler): © Tanja Gschwandl
S. 9 (rechts): Wellcome Library, London; images@ wellcome.ac.uk; http://wellcomeimages.org	S. 28f., 45 (Madeleine Pfäffli Schmid, Yvonne Pfäffli), Rückseite (1. Spalte): © Markus Burla	S. 44 (Brigitte Helbling): © Raoofeh Rostani
S. 10: © Julia August istockphoto.com	S. 30: © Ruth Schweikert	S. 44 (Thierry L. Jaquemmet): © Irena Štěrbová
S. 11, 45 (Karl Rühmann): © Franz Noser	S. 31 (Buch »Tage wie Hunde«): © S. Fischer Verlag GmbH	S. 45 (Anne Rüffer): © Mali Lazell
S. 13, 14 (Illustrationen), 39 (rechts), 45 (Ambros Uchtenhagen): © Laila Defelice	S. 33 (oben): © Rosa Luxemburg-Stiftung	S. 45 (Michael Schneider): © Beni Basler
S. 15 (oben): © Goran Basic	S. 33 (unten), Rückseite (2. Spalte): WwG8mD89x- bELbQ at Google Arts & Culture, Gemeinfrei,	S. 45 (Susanna Valentin): © Moritz Hager
S. 16: © J.S. Bach-Stiftung		S. 45 (Samantha Zaugg): © Samantha Zaugg
		S. 54 (Stefan Bommeli): © hr7
		S. 54 (Othmar Käppeli): © Sarah Bachmann FotoPro Schaich
		S. 54 (Peter Fierz): © Anna Fierz
		S. 56 (hearts100, oben): © shuada
		S. 56 (hearts100, unten): © cee-hope
		S. 58: © The Uncensored Library

MAGAZIN EINSICHTEN - IMPRESSUM

Idee und Grundkonzept: Felix Ghezzi | **Redaktion:** Anne Rüffer, Felix Ghezzi, Saskia Nobir, Laila Defelice, Stephanie Kohler | **Grafische Gestaltung:** Saskia Nobir, Laila Defelice | **Druck:** Printer Trento, Italien | **Erscheinungsdatum:** Oktober 2022 | **Copyright:** © 2022 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich; alle Rechte vorbehalten

Veranstaltungen: Zukünftige Lesungen unserer Autor:innen finden Sie unter <https://ruefferundrub.ch/veranstaltungen>. Wollen Sie eine Veranstaltung mit Autor:innen unseres Verlags machen? Stephanie Kohler freut sich über Ihr E-Mail (presse@ruefferundrub.ch) oder Ihren Anruf (044 381 77 30). | **Buchbestellung:** Alle Bücher erhältlich oder bestellbar in guten Buchhandlungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz oder über www.ruefferundrub.ch und www.edition381.ch.

rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,

Edition 381

Alderstrasse 21, CH 8008 Zürich
t +41 (0)44 381 77 30

info@ruefferundrub.ch
www.ruefferundrub.ch

info@edition381.ch
www.edition381.ch

Vertreter Schweiz

b + i buch und information AG
Hofackerstrasse 13 A, CH 8032 Zürich
t +41 (0)44 422 12 17
Matthias Engel, m.engel@buchinfo.ch
Mattias Ferroni, m.ferroni@buchinfo.ch

Auslieferung Schweiz

Balmer Bücherdienst AG
Kobiboden, CH 8840 Einsiedeln
t +41 (0)848 840 820
f +41 (0)848 840 830
info@balmer-bd.ch

Auslieferung Deutschland / Österreich

Brockhaus / Commission
Kreidlerstraße 9, DE 70806 Kornwestheim
t +49 7154 1327-0
f +49 7154 1327-13
knaebe@brocom.de

Presse Schweiz

rüffer & rub, Edition 381
Stephanie Kohler
Alderstrasse 21, CH 8008 Zürich
t +41 (0)44 381 77 30
presse@ruefferundrub.ch

Presse Deutschland / Österreich

Politycki & Partner
Schulweg 16, DE 20259 Hamburg
t +49 (0)40 43 0931 50
f +49 (0)40 43 0931 515
info@politycki-partner.de
www.politycki-partner.de

EIN SICHT EN

Seite 24

Schweizer Drogenpolitik (1991–2021)

Ruth Dreifuss hatte als Bundesrätin eine Schlüsselrolle in der Schweizer Drogenpolitik.

Seite 28

Ist Freiwilligen- arbeit selbstver- ständlich?

In der Schweiz werden pro Jahr gut 600 Millionen Stunden freiwillige Arbeit geleistet.



Seite 30

»Ich begegnete der Krankheit als literarische Autorin«

Ruth Schweikert im Gespräch über ihre Erfahrungen mit einem hochaggressiven Brustkrebs

Seite 32



Über drei Bücher, die ich mit ins Land der Koalas ge- nommen habe

Die beliebte Frage nach den Büchern für die Insel stellte sich Christoph Emanuel Dejung ganz konkret.



Seite 34

Würde und Schicksal

Irene Bopp-Kistler ist überzeugt, ein würdevolles Leben mit Demenz ist möglich.

Seite 36

An stillen Augenblicken teilnehmen

Wie porträtiert man Frauen mit Brustkrebs oder ehemalige Süchtige, ohne dass sie auf dem Foto erkennbar sind?

Seite 38

»Einsichten & Klartext« statt me- dialer Fast Food

Von der Idee zum Video-
gespräch: Julian Quentin

Seite 42

Leuchtturm des Musikalienhandels

Seit über 20 Jahren leitet
Katharina Nicca den *Notenpunkt*.

Seite 44

Neuerscheinungen rüffer & rub

www.ruefferundrub.ch

Seite 54

 EDITION
381

www.edition381.ch

EIN SICHT EN



Dreharbeiten im Verlag mit
Autor Michael Schneider, Verlegerin
Anne Rüffer und Regisseur Julian
Quentin (siehe S. 39f.)

